

Welt-Kundschau. Weiteres vom Hegenkessel

Wenn man den politischen Hegenkessel der Welt betrachtet, darf man das Zentrum nicht vergessen, wo in der einen oder anderen Weise alle Fäden der Weltpolitik zusammenlaufen — und das ist Frankreich. Es gibt in der Gegenwart wirklich kein Land der Welt, dessen Politik nicht mehr oder weniger von der Politik Frankreichs abhängt oder davon beeinflusst wird. Schon zur Zeit Ludwigs XIV. legte sich Frankreich den Titel „La grande nation“ (die große Nation) bei, und in einem gewissen Sinne verdiente es ihn. Zum Segen gereichte das weder ihm selbst noch der übrigen Welt. Die französische Revolution des 18. Jahrhunderts erweichte aus jener Größe so natürlich, wie eine Feige aus einem Feigenbaum herauswächst. Sie brachte namenloses Elend über Frankreich und viele andere Länder. Aus diesem Elend erhob sich Frankreich zu einer zweiten und höheren Größe unter Napoleon, der mehr als das halbe Europa mit Füßen trat. Aber auch diese Erhöhung endete mit einer tiefen Demütigung, die mit Abwechslungen fast ein ganzes Jahrhundert anhielt. Ob sich Frankreich jemals aus eigener Kraft durch Friedensarbeit hätte erretten können, ist sehr zweifelhaft, zumal da es sich vollständig der Freimaurerei in die Arme warf und den Kampf gegen Religion und Kirche, der immer noch die Mehrzahl seiner Einwohner angehört, gleichsam zur Staatsreligion machte. — Wiederholt suchte es in diesem Jahrhundert sein Heil im Kriege, aber jeder neue Krieg war, wenn auch nicht jedesmal eine Demütigung, so doch immer eine weitere Schwächung Frankreichs. Hätte Deutschland nach dem Kriege von 1870—71 nur einigermaßen das System verfolgt, das Frankreich seit dem Weltkriege anwendet, so hätte sich Frankreich vielleicht niemals wieder erholt.

Geleert hatte dieses Land durch diesen Krieg nichts. Die Zeit von 1871 bis 1914 war nicht der Friedensarbeit, sondern dem Radegecken und der Vorbereitung auf den nächsten Krieg gewidmet. Und als die Zeit reif war, spielte es „La Banque“, es setzte alles auf eine Karte: entweder der vollständige Triumph oder der gänzliche Untergang! Hätte sich nicht die ganze Welt für Frankreich eingesetzt, so wäre sein Untergang besiegelt gewesen. Aber die Welt hat Frankreich zu den Sternen erhoben und seine Feinde in den Staub getreten. Frankreich ist wieder, und mehr denn je, die „grande nation“; mehr als unter Napoleon ist es zur Herrscherin der Welt geworden.

Wird diese Vormachtstellung der Welt, wird sie Frankreich selbst zum Heile gereichen? Wohl im Glüd hat es nie gekannt, das hat es oft im Laufe der Geschichte, das hat es besonders seit dem Weltkriege bewiesen. Andere Nationen nach seiner eigenen Gefühlstimmung beurteilend, setzt es voraus, daß Deutschland und dessen ehemaligen Verbündeten auf nichts als auf Rache denken; es hat seine eigenen früheren Verbündeten im Verdachte, daß sie ihm seine Macht mißgönnten. Es lebt in beständiger Angst, die Welt möchte sich gegen Frankreich vereinigen, wie sie sich vordem gegen

Deutschland vereinigt hat. Und so rüstet es über Hals und Kopf, um jeder Eventualität gewachsen zu sein, und zwingt andere Länder, das Gleiche zu tun. Europa gleicht heute, obwohl die besiegten Nationen entwaffnet sind, noch viel mehr einem bewaffneten Heereslager als vor dem Kriege. Von Frankreich kann der Friede nicht kommen, und ohne Frankreich kann die ganze andere Welt keinen Frieden herstellen.

Trotz allen Betrübnissen setzen die Völker der Erde nach Frieden, das französische Volk bildet keine Ausnahme. Hätte Frankreich nach dem Kriege gemäßigtere Männer an der Spitze gehabt, die aufrichtigen Herzens den Frieden gewünscht und redlich darauf hingearbeitet hätten, der allgemeine Friede wäre längst zur Tatsache geworden. Man kann es mit Recht bezweifeln, ob es in der Geschichte des Menschengeschlechtes je einen günstigeren Augenblick zur Begründung eines dauernden Friedens gegeben hat als nach Abschluß des Waffenstillstandes im Jahre 1918. Und sogar seitdem hat sich immer wieder die Gelegenheit biete, wenn auch die günstigste Gelegenheit verfaßt worden war. So, sogar heute noch, nach so vielen friedensfeindlichen Handlungen, wäre der Friede nicht unmöglich, wenn nur Frankreich den Frieden wollte und in seinen Forderungen nur einigermaßen mäßig u. vernünftig wäre. Denn die Sehnsucht der Völker nach Frieden ist so groß, daß sie um feinstenwillen gerne große Opfer auf sich nehmen.

Aber die gemäßigten, friedliebenden Männer wurden Frankreich nicht beschieden. Die gleichen Männer, welche den großen Krieg geplant und vorbereitet, welche durch ihre Propaganda die fieberhafte Begeisterung für den Krieg angezündet hatten, blieben an der Spitze der Regierung. Unermüdetlicher Stolz und unaussprechlicher Haß gegen Deutschland, das einst Frankreich gebemüht hatte, waren und sind die Triebfeder ihrer Handlungen. Den ersten Platz unter ihnen nimmt Poincaré ein, der eigentliche Urheber des Weltkrieges, der als Premier schon zum tausendvierten Male die Geschichte Frankreichs leitete. Er ist es vor allem, der fortfährt, Haß zu säen, und die Welt nicht zum Frieden kommen läßt. Es heißt, daß jede Nation jene Herrscher erhält, deren sie würdig sei. Sollte man gewungen sein, Frankreich nach seinen Herrschern innerhalb der letzten 30 Jahre und besonders nach Poincaré zu beurteilen, so müßte man wahrhaftig an der Zukunft Frankreichs verzweifeln. Es mag der fortgesetzten Dohlpolitik Poincaré's gelingen, die Welt in noch größerem Elend zu stürzen, als er es im Jahre 1914 tat. Europa und die übrige Welt mag dadurch an den Abgrund des Verderbens gebracht werden — der sichere Untergang aber wird dann Frankreich treffen, das schon heute, trotz allen Allianzen und Entente, keinen Freund mehr auf Erden besitzt.

Hat Frankreich wirklich keine Männer, welche Poincaré und seinesgleichen ersetzen könnten? Fast möchte es so scheinen; denn auch er ist schon einmalmal von dem Tische seiner Macht herabgewalken. Aber immer wieder scheint das französische

Volk zu denken, daß bloß der Haupt- urheber seines Elendes berufen und Scheitern sei, dieses Elend zu beseitigen, das er selbst geschaffen hat. Und so kehrt er nach jedem Sturze seiner Regierung wieder zur selben zurück, und manchmal sogar in vermehrter Stärke. Poincaré selbst natürlich hält sich auch für unentbehrlich, ihm scheint keine eigene Politik, die absolut keinen Kompromiß kennt, für die einzig zuträglich und einzig patriotische. Und so war er stets bereit, zur „Rettung“ seines Vaterlandes einzuspringen. Auch hält er an seiner Stellung fest wie ein Raubtier, das sich auf seine Beute gestürzt hat.

Vor einigen Monaten war durch die Resignation der radikalen Minister eine Krisis eingetreten. Das Kabinett mußte abtreten. Poincaré aber erhielt den Auftrag, ein neues Kabinett zu bilden, und bereitwillig unterzog er sich dem Auftrage. Die Furcht, daß nur Poincaré den gefährdeten Franken retten könnte, ließ alle Franzosen sich vor ihm beugen. Eben jetzt ist seine Stellung wieder fast unfallbar geworden. Es handelte sich um eine verhältnismäßige Kleinigkeit, nämlich um die Aufhebung von Beamtengehältern. Sowohl die Mitglieder seines Kabinetts als der Senat weigerten sich, dem Standpunkte des Premiers sich zu beugen. Bei der Abstimmung, bei welcher seine eigenen Minister Stellung gegen ihn nahmen, wurde Poincaré's Ansicht und Wunsch mit 140 gegen 107 Stimmen abgelehnt, und 60 Senatoren enthielten sich der Abstimmung. Bis her hatte der Premier immer auf eine Mehrheit von 100 Stimmen rechnen können. Er

achte auch Niene, den logischen Schluß aus der Abstimmung zu ziehen und abzutreten, ließ sich jedoch von den Ministern, die auch ihre Posten nicht verlieren wollen, leicht und gerne überzeugen, daß sein Verzicht unerföhrlich wäre, und entschloß sich, im Amte zu bleiben.

Das war kurz vor Weihnachten geschehen, und während der Ferien schien alles wieder ruhig geworden zu sein. Aber Frankreich ist ein Hegenkessel für sich selbst, in dem es gewaltig brodelt. Gar manches hat sich innerhalb mehrerer Monate ereignet, wodurch das Land in große Aufregung versetzt wurde, besonders die Wirren in Elhof, das sich in seinen gegenwärtigen Verhältnis zu Frankreich gar nicht mehr heimlich Mühe. Für all das muß natürlich Poincaré die Verantwortung tragen, und seine Stellung wird immer schwieriger. Bei Beginn einer der letzten Debatten, in deren Verlaufe er starke Angriffe erwarbete, erklärte er der Opposition, er werde am Staatsruder ausstehen, u. bloß einem direkten Mißtrauensvotum weichen. Unter gewöhnlichen Umständen könnte sich Poincaré nicht mehr halten. Aber wie ihn früher der gekürbete Franken hielt, so hält ihn jetzt die Reparationsfrage, die am 15. Februar vor die Kommission zu Paris kommt. Er bleibt also, u. ein Vertrauensvotum von 325 gegen 251 Stimmen bestätigte es. — Jetzt folgt Deutschland, was es bei der Beratung über Reparationen zu erwarten hat. Es ist immer Poincaré's heißester Wunsch gewesen, Deutschland in der einen oder anderen Weise zu Tode bluten zu lassen.

Was könnte wohl einem Prohibitionsprediger Schlimmeres passieren, als daß ihm nachgewiesen würde, er sei betrunken gewesen? oder gar, daß er ein Gewohnheitsstrinker sei? Dadurch wäre er als ein Heuchler entlarvt — sein Einfluß wäre mit einem Mal verschwunden und er wäre gezwungen, sich anderweitig, vielleicht gar durch ehrliche Arbeit, einen Lebensunterhalt zu suchen.

In der Welt ist nicht nur, wie die hl. Schrift sagt, die Zahl der Loren, sondern auch die Zahl der Heuchler unendlich groß. Das kommt viel leicht auf dasselbe hinaus. Jeder Heuchler — d. h. jeder, der durch solches Spiel den Glauben erregt, er besitze eine Tugend, die zu üben er sich aber keine Mühe gibt — ist sicherlich ein Lör. Denn er erkennt die Bortrefflichkeit der Tugend und die Verwerflichkeit des entgegengesetzten Lasters; er gibt sich alle Mühe, den falschen Glauben an seine Tugendhaftigkeit zu erregen und aufrechtzuerhalten; diese Mühe ist oft viel größer als die Mühe, welche die Übung der Tugend selbst erfordern würde; dabei schmeißt er in beständiger Furcht, entsetzt und bloß gestellt zu werden, abgesehen davon, daß er stets ein böses Gewissen mit sich herumträgt. Welch große Torheit läßt sich denken?

Die Welt ist der wahren Tugend, wenn ihr dieselbe auch noch so sehr imponiert, niemals hold. Die Tugend wurde zu jeder Zeit der Weltgeschichte verfolgt. Die Welt kann den lebendigen Tadel, den jeder Tugendhafte ihr gegenüber darstellt, nicht ertragen. Das ist auch ein Grund, warum sie immer damit beschäftigt ist, die Heuchler zu ent-

Lehren und Weisungen der österreichischen Bischöfe über soziale Fragen der Gegenwart.

(Fortsetzung)

Aber das Christentum spricht nicht weniger von den

Pflichten des Eigentums

und auch darin stimmt es mit den Lehren der Volkswirtschaft überein, die sagen, daß Eigentum nur insoweit gerechtfertigt sei, als es seine wirtschaftliche Aufgabe erfüllt. Teile von deinem Besitze dem Nächsten mit — mahnen schon die Apostolischen Konstitutionen — „und nenne nichts dein unbedingtes Eigentum, denn alles ist ein Geschenk Gottes, welches allen Menschen dienen soll“. Wie könnte anders die Ernährung des ganzen Menschengeschlechtes sichergestellt werden als durch solche Pflichten des Eigentums an Grund und Boden? Der hl. Augustinus sagt: „Fremdes Eigentum behältst du zurück, wenn du Heberflüssiges zurückbehältst.“ Und der hl. Chrysostomus verlangt immer wieder: „Doch sich der Reiche, daß sich der Besitzer nur als ein eifriger und guter Verwalter der von Gott ihm anvertrauten Güter ansehe und bewahre.“ Diese Auffassung und nur sie gleicht die Ungleichheit, die aus der Menschenvelt nie verschwinden wird, aus. „Arme und Reiche begegnen einander, der Herr hat sie beide geschaffen“ — sagt die hl. Schrift (Eph. 2, 2), und das wird immer so bleiben. Es können bei der Ungleichheit der Menschen nicht alle zugleich und nicht alle in gleicher Weise besitzen. Aber nach dem Willen Gottes soll es sein, daß die rechte Verwaltung und die rechte Verwertung des Eigentums dazu diene, ein einigendes Band zwischen den Gliedern der Gesellschaft zu schlingen, statt daß das Eigentum eine Quelle der Herwürfnisse in der Menschenvelt sei. Mit Recht warnt daher das Christentum vor den Gefahren des Reichtums. Christliche Gesinnung sagt mit dem Wuche der Sprichwörter: „Armut und Reichtum gib mir nicht, o Gott, doch ich nicht etwa zu fett werde und sage: Wer ist der Herr? Oder aus Armut zum Stehlen geneigt werde u. falsch schwöre bei dem Namen meines Gottes“ (Eph. 30, 8, 9).

Der Reichtum ist nicht schon selbst Sünde, aber er wird zum ungeredeten Mannan, wenn er durch Uebervorteilung anderer Menschen entsteht oder in Ungerechtigkeit sich bestärkt. Der Reichtum übt einen heimlichen Zauber aus, denn er eröffnet den Weg zu allen sinnlichen Genüssen der Erde, er verleiht eine wirtschaftliche Macht, er führt zur politischen Herrschaft und dies umsomehr, je größer die Herrschaft der Staaten ist. Er verblendet die Herzen der Menschen, daß sie auf die ewigen Güter vergessen und dann kommt über solche Menschen wie die hl. Schrift von dem irdisch gesinneten Juden sagt, ein „Geist der Betäubung“. „Ihre Augen werden trübe, daß sie nicht mehr sehen, ihr Müden wird gekrümmt, daß ihr Blick nur der Erde zugewendet wird, und der Tisch wird ihnen zur Schlinge und zum Fangnetz, zum Falle und zur Vergeltung“ (Röm. 11, 8—10). Der Bistropostel bezeichnet die Habgucht „als eine Wurzel aller Uebel“, weil sie zu Gierigkeit und Grausamkeit führt und die Ursache aller sozialen Missetaten ist. Darum warnt der Heiland so eindringlich vor den Gefahren des Reichtums. Nach seinem Urteil ist der Reichtum auch heute den

Dornengestrüppe gleich, in welchem der Same des göttlichen Wortes erstickt (Matth. 13, 7). Er mahnt auch heute noch immer wie ebendies: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo Rost und Motte sie verzehren und wo Diebe nicht einbrechen und sie stehlen“ (Matth. 6, 19). Das Wort ist wahr, auch wenn an Stelle von Rost und Motte die Geldentwertung tritt und der Diebstahl durch ungerechte Bankrottationen und Börsenmanöver ausgeübt wird. Den Reichen von heute würde der Heiland sagen: Was nicht es euch, wenn ihr die meisten Aktien der Großunternehmungen in der Industrie besitzt, weitergeweitete wirtschaftliche Kongerne schafft, Montanwerke euren Besitze einberleibt, die Kohlenlieferungen bereichert, Zeitungsunternehmungen euch verschafft, welche eure Büchergeschäfte in aller Welt befördern, durch euer Geld die Wahlen beeinflussen und die Parlamente wie die Staatsregierungen euch dienstbar macht und so das ganze öffentliche Leben zu beherrschen trachtet — was nützt euch das alles, wenn ihr an der Seele Schaden leidet und den Himmel verliert und wäre es, daß euch nur eine einzige Seele darüber zugrunde ginge (Matth. 16, 26). „Wehe euch, ihr Reichen, ihr habt schon euren Tröst!“ (Luk. 6, 24). „Ein Reicher wird nur schwer in das Himmelreich eingehen“ (Matth. 19, 23). Der Heiland freit dafür die Selig, die ihr Herz frei machen von der Abhängigkeit an die irdischen Güter und die allen Besitz nach den Absichten Gottes verwenden in Unterordnung unter das ewige Ziel. Diese sind in Wahrheit die Armen um Geiste (Matth. 5, 12).

3. Das Christentum verkündet die Würde des Christen und predigt heilige Gemeinschaft.

Der Mensch ist „ein Bild und Heildnis Gottes“ (Gen. 1, 26) u. berufen zur Kinnschaft Gottes, bestimmt, „ein Erbe Gottes und Mit-erbe Christi“ (Röm. 8, 17) zu sein. Er ist darum ausgestattet mit der Fähigkeit des Rechtes und der Würde der Persönlichkeit. Er ist unantastbar in seinen Rechten und unverkäuflich in seiner Würde. Heilig ist sein Recht auf das Leben schon vom ersten Augenblick des Daseins an, heilig sein Anspruch auf alle Möglichkeiten, den Himmel zu erwerben. „Hierin“, sagt der hl. Paulus, „ist kein Unterschied. Alle Menschen haben einen und denselben Herrn, der seinen Reichtum allen mitteilt, die ihn anrufen; denn wer immer den Namen des Herrn anruft, wird gerettet werden“ (Röm. 10, 12, 13). Jeder Christ ist berechtigt, den allmächtigen ewigen Gott Vater zu nennen. „Durch den Glauben an Jesus Christus seid ihr alle Kinder Gottes“ (Gal. 3, 26). „Da gilt nicht mehr Jude oder Heide“ — sagt der Apostel — „nicht mehr Knecht oder Freier, nicht mehr Mann oder Weib. Ihr seid alle eins in Christus Jesus“ (Gal. 3, 27). In dieser Gleichheit vor Gott verschwinden alle Unterschiede. Der Bistropostel würde heute sagen:

Bei Gott ist kein Unterschied zwischen der Seele des Arbeitnehmers und der Seele des Arbeitgebers.

Aber so was!

larden. Dadurch befreit sie nicht nur sich selbst von unangenehmen Duhpredigern, sie leistet wenn auch ohne die geringste Absicht, auch der Tugend einen großen Dienst. Indem sie nämlich den Wölfen den Schaafpelz abtreibt, fördert sie die Sache derer, die Gott „wie Schafe mitten unter die Wölfe sendet“ (Matth. 10, 16).

Kanfas ist in den Ver. Staaten, was Prohibition anbetrifft, einer der allertugendhaftesten Staaten. Schon in frühen Zeiten — schon vor etwa 50 Jahren — da die große Welt von Prohibition noch gar nicht träumte, hat Kanfas die Prohibition zum Staatsgesetz erhoben. Es hat all diese Jahre hindurch den Kampf fast allein gestämpft; denn es waren nur noch zwei andere Staaten, in welchen Prohibition Gesetz war, und einer derselben war zu weit entfernt, um Kanfas Unterstützung angeben lassen zu können. In diesem Kampfe hat Kanfas Helden und Heldinnen hervor gebracht, unter denen Carrie Nation bei Beginn dieses Jahrhunderts sich besonders auszeichnete. Mit einem Worte, wenn die Ver. Staaten heute allgemeine Prohibition haben, so verdanken sie das in erster Linie dem Staate Kanfas.

Unter allen Ruhmesblättern in der Geschichte von Kanfas ist der Kampf um die Hochhaltung der Prohibition dasjenige, das jeder echte Kanfaser für das glorreichste hält. Und nun kommt ein gewisser William G. Shephard und verkehrt einen böswilligen Artikel, in welchem er nachzuweisen sucht, daß Prohibition in Kanfas immer die reinste Heuchelei gewesen sei. Darin be-

(Fortsetzung auf Seite 8.)

(Fortsetzung auf 8.)

Der Spitteljörg

Von Konrad Kimmel

(Fortsetzung.)

Die Schwester schien einen Augenblick zwar betrübt zu sein über die brutale Behandlung, allein im nächsten Moment wandte sie sich fröhlich zu den alten Weibern u. sagte: „Aber jetzt ist der Streit wieder aus, nicht wahr? und es ist Frieden! Was gibt's denn Schöneres, als wenn man einander gern hat und nicht böses über den Nächsten ins Herz hineinläßt? Es hat ja jedes Menschenkind seine Plagen ohnehin schon; warum einander das Leben auch noch mit Fleiß verbittern?“

„Aber wenn eine Hexe im Spital ist?“ fragte jetzt eines der Weibchen schüchtern.

„Eine Hexe? Uns Dimaels mitlen, wer hat euch so was weisgemacht?“ lachte die junge Schwester; „ach, wer wird so was Schreckliches von einem Nebenmenschen denken! Und ihr seid doch alle sonst ordentlich und brav und betet und sagt, wenn so viel brave Frauen da sind, da ist das Gute so stark, daß dagegen eine Böse gar nicht mehr aufkommen konnte. Also glaubt doch so was nicht! Das nächste Mal, wenn der Herr Vikar kommt, der soll euch das alles schon auslegen.“

Sie schaute sich um, u. da sie eben die Oberin mit dem Ortsgeistlichen, dem Spitalrechner und einem anderen Herrn am Ende des Spitals im Gespräch vertieft sah, während die entrüstete „laure Junge“ schon auf die Herren losstürzte, so sagte sie: „Wartet, ich will euch ein hübsches Geschichtchen erzählen von einer Hexe!“ Und halb mit leiser Stimme singend, halb sprechend begann sie:

„Einst träumte meiner selbigen Nase, die Kammerdiener öffnete sich, und freudig ward ihre Nase, denn näher, näher, furchbarlich schlich ein Ungeheuer mit Augen wie Feuer, mit kirrenender Kette, es nahte dem Bette, in welchem sie schlief, und stökte so hoch, und ächzte so tief! um Hilfe sie rief: Zufanne, Margret! Sie kamen mit Licht, und denkt euch — und: die „Hexe“ war Nero — der „Kettenhund“!“

Bergnügt lachten die Frauen zusammen. Das „Tränenweibchen“ aber vergaß Ströme dankbarer Freude, als aus Schwester Elekas Erinnerung jetzt alle ihr erklärten, sie sei gewiß keine Hexe und sie solle nur alles vergessen; eine jede lasse sich von ihr gewiß gerne helfen! Die Frau Spitalrechnerin war unterdessen zu den Herren gekommen und hatte hier ihre Klagen über die schrecklichen Zustände im Spital, über die Schledigkeit, Verdorbenheit und Vorkerkhaftigkeit der Anstalten im allgemeinen und des „Tränenweibchens“ sowie des „Spitteljörgs“ im besondern angebracht. Zuletzt verlangte sie gar, zur Sühnung für die ihr und dem „Scharl“ angetane Schmach solle der Jörg in den Arrest kommen.

Allein sie erhielt kurzen Bescheid. „Spittelhändel bringt man nicht vors Amt“, sprach der Ortspfarrer; „ich kenne den Jörg; er ist etwas fleißig und hinterhältig, wie man sagt; warum, das weiß man nicht so recht — dabei blühte er die Frau „Profkrämerin“ scharf an, welche den Blick senkte; „aber der Jörg ist ein guter Kerl und treu und zuverlässig; er ist geradezu ein Nutzen für das Spital. Wie wenn es sich um sein Eigenes handelte, schafft er, nimmt alle Arbeit an und ist zufrieden. Den Spitteljörg in Ehren, Frau Mednerin. Und das Tränenweibchen“, endete der Geistliche, „das Tränenweibchen ist vielleicht bei unserm Herrgott mehr angesehen als wir alle, Frau Spitalrechnerin, auch sogar Abren unskuldigen Scharl nicht ausgeschlossen.“

Damit war diese Episode abgetan — wenigstens äußerlich. Das böse Weib mochte nichts zu erwidern; aber ihr zornbelegtes Gesicht zeigte, daß für sie die Sache noch nicht zu Ende war. Im Gegenteil, sie hatte zu den vielen, die sie sah, heute ein weiteres Menschenkind bekommen. Das war die junge Schwester Elekta.

Ihr hoffnungsvoller Sproßling, der „Scharl“, schlief an diesem Abend nicht ein, ohne sich über eine Entdeckung gefreut zu haben. Er hatte nämlich gesehen, daß der Spitteljörg, der ihm die Oberseite gegeben, mit dem rechten Fuße hinke.

und daß er denselben am Knöchel verbunden trug. Das war ein altes Leiden des Spitteljörgs, zwar lästig und schmerzhaft, aber nicht gefährlich, so daß er sich fast daran gewöhnt hatte. Dem bösen Buben aber gab es Stoff für einen lubenhaften Plan.

Die Schneckenhut.

Ein schöner Herbstnachmittag übergoß das ganze Tal mit feines Lichtes und seiner milden Wärme Zunder. Trauben auf den Feldern war reges Leben, in den Kraut- und Müdenädem, im Kartoffelfeld, in den Gärten. Überall mühte man den schönen Tag aus in fleißiger Arbeit.

Auch der Spitteljörg war dabei. Er hatte zwar heute nachmittags frei, wie jeder Spitalinasse in der Woche zweimal; aber jedermann wußte, daß er diese beiden halben Tage fleißig arbeitete. Er half auf dem Felde bei bekannnten Leuten mit, und zwar schaffte der große Mann um wenig Geld viel. Und das, was er so verdiente, gehörte ihm als Eigentum. Es war nicht viel, aber er konnte sich dafür dies und jenes leisten, was ihm sonst nicht möglich gewesen wäre. Zwar schnappte der Jörg nicht und rauchte nur wenig, trank auch keinen Schnaps, aber an den Sonntagen gönnte er sich ein oder zwei Schoppen Bier, und meistens an den Mittwochen auch einen; bei feierlichen Veranlassungen sogar einen Schoppen Wein. Ruhig und still sah er lange dabei, da er gar bedächtig trank; schweigend horchte er den andern Gästen zu, u. diese konnten ihn u. liehen ihn gewahren. Aber der Spitteljörg leistete sich noch andere Dinge, von welchen die Leute weniger wußten und die sie auch nicht zu würdigen verstanden hätten. So hielt er auf seine Kosten das „Sonntagsblatt“ — es kostete jeden Sonntag einen Kreuzer — und er las es vom Titel an bis durch die Anzeigen hinaus ans unterste Ende, wo gedruckt stand: „Verlegt und redigiert von St. Uhl in Stuttgart, Urbanstraße 11. Druck bei Räumelins Witwe.“ Dann besaß nachmittags bei der Andacht das eine Mal der Missionsverein einen Kreuzer, das andere Mal der Heilige Vater einen Peterspfennig, das dritte Mal fiel etwas ab für die Restaurierung der Gottesackerkirche. Und der Jörg gab das in einer Art, als ob er jedesmal sich darauf freuen würde. Aber „beschreiben“ ließ er sich darob gar nicht, da konnte er ganz ordentlich grob werden, wenn ihm einer dafür im Spoh oder auch im Ernst loben wollte:

„Dös geht dich nix an!“ murmelte er da, „ich kann mit meinem Geld tun, was ich mag; frag' dich auch nicht, was du mit dem deigenen tust.“

Der Jörg hatte nämlich das eigentümliche Vorrecht sich widerspruchslos erworben, daß er jedermann dazuge. Die verzweifeltsten Versuche von seiner eigenen wie von andern Seiten, ihm das Sprechen der „Sie“ oder wenigstens per „Ihr“ beizubringen, waren flüchtig gelächert an dem Denkvermögen des Jörgs, der da hartnäckig sagte: „Wenn ich bloß einen vor mir hab' und ich sag' „Ihr“ zu ihm, dann müßt ich lägen, weil's bloß einer ist. Und lägen darf man nicht.“ So hatte man sich schließlich an diese Art des sonderbaren Stauzes gewöhnt, und niemand sah schließlich darin eine Keckheitsverletzung, wenn der „Spitteljörg“ selbst mit der Schwester Oberin nicht anders als auf dem Duzwege verkehrte.

„Wenn nur alle, die zu mir „Sie“ oder „Ihr“ sagen, so mit Achtung und Anstand sprechen würden wie der Jörg“, völegte die Oberin zu sagen, „dann wäre ich glücklich.“

„Was fangt heute nachmittags an, Jörg?“ hatte ihn die Schwester Elekta nach dem Mittagessen gefragt, als er über den Spitalhof ging, dem Tore zu.

„Heute helf' ich beim Bittelbauern; dem sein Knecht ist krank. Und dann müß ich auf den Abend nach straublättern und Rübenkräutchen fuchen für meine Schnecken“, war die Antwort; „zum Fischen komme ich heute nicht, aber am Samstag fischer; es ist Zeit für die Aischen; da löst man was draus.“

„Na, darfst du denn fischen?“ fragte die Schwester etwas erstaunt;

„das Fischwasser ist doch verpachtet.“

„Bom Baldal oben, wo das Wasser herkommt in unser Tal, bis hinab, wo der untere Bach dreinläuft, gehört das Wasser dem Spital“, sagte der Jörg, „das weiß ich schon lang. Ich stehle nicht. Die Schwester Oberin und der Herr Stadtpfarrer haben mir erlaubt, daß ich an den freien Nachmittagen fischen darf und fressen. Und Schnecken fangen darf ich auch. Und alles, was ich dafür kriegen, gehört mir, haben sie gesagt. Ich stehle nichts“, so endete der Jörg seine Rede.

Die Schwester hatte ihm fast mit Rührung zugehört. „Ich muß mich schämen!“ sprach sie zu dem alten Manne, „daß ich diese Frage gestellt habe, müßt mir schon vergeben; ich hätte mir ja denken können, wie es ist.“

Er aber sagte: „Das nehm' ich dir gar nit übel, Schwester. Die andern dürfen nit fischen und fressen, das darf ich allein, und das halt du doch nit wissen können. Aber du könntest mir wohl ein bißchen auf meine Schnecken achtgeben, derweil ich fort bin heute mittag. Es gibt natoweiße Leut' im Spital, die plagt die Tierlein und wollen mich gern ärgern.“

„Ja, Jörg“, erwiderte die Schwester, „solange ich auf dem Hofe zu tun habe, kann ich schon ein wenig danach sehen — was hab' ich denn eigentlich zu tun dabei? Und die junge Schwester Elekta lächelte bei diesen Worten so schelmisch, daß man hätte meinen können, so sei es etwa einer Prinzessin in Infognito zu Mute, wenn man sie auffordern würde, auf die Schnecken acht zu geben.“

Der „Spitteljörg“ ging der Schwester voran an das andere Ende des Hofes, wo sich ein kleines Biered zwischen drei Bänden einbüchete. Vorne herum war ein Mauerchen, auf dem Dornen besetzt waren. Ueber das Mauerchen hin lag man die Schneckenkolonie. An einem Art Teich, der aber trocken war, und dessen Wände fenkrecht aufstiegen, lagen die Schnecken — eine große Anzahl, in bekaulicher Ruhe unter den Resten von Blättern, die ihnen zur Nahrung dienten. Ringsum war ein Graben, und hinter demselben dichtes Dorngebüsch, welches den leicht zu erratenden Zweck hatte, etwa durchbrechende Schneckenflüchtlinge aufzuhalten.

„Das sind ja ein paar hundert Tierlein!“ rief die Schwester.

„Ein paar tausend sind's“, sprach der Jörg kühl, „haben mich Mühe genug gekostet, bis ich alle beisammen gehabt hab'. Wenn's wellends kalt wird, ehe der Winter kommt, krieg' ich wohl tausend dazu. An den Bergen herum gibt's genug; aber müssen muß man's, und ich seh' es schon von weitem, wo ich sie finde. Die Sonne haben sie gerne, und die Steine; die werden bald warm, und ein bißchen ein Moos oder Gras darüber unter den Decken und Büschen am Rain. In den Wald gehen sie nicht; da ist es ihnen zu dunkel und zu nah, und was im Wald ist von Schnecken, die taugen nicht viel.“

„Was soll aber mit ihnen geschehen?“ fragte Schwester Elekta weiter.

„Nun, was tut man denn mit den Schnecken? Man isst sie halt. Geh nur einmal in die Stadt hinein, ins „Babnhofhotel“ oder ins „Goldene Rad“, wo die Offiziere sitzen, da siehst, was man mit den Schnecken tut. Die einen essen's schon am Vormittag um elf Uhr in Eßig und Del und sagen, das sei ein Salat, und die andern essen's wieder anders auf eine ganz vornehme Art; aber das „Grüßlichste“ ist, man isst sie am Freitag. Gut sind's immer.“ Und der Jörg schnalzte mit der Zunge und mit dem Finger.

„Was bekommst du denn für die Schnecken?“ fragte die Schwester.

Der „Spitteljörg“ sah sie einen Augenblick an, dann erwiderte er: „Dir will ich's schon sagen, aber müßt's bei dir behalten. Hier gelten sie nicht viel: einen Sechser das Hundert, und nur der Posthalter kauft's und des Pfarrers Schwester. Aber in der Stadt drinn krieg' ich mehr. Neun Kreuzer ist's wenigste; hab' auch schon einmal einen Zwölfer gekriegt.“

„Da wiest du ja ein reicher Mann“, lachte die Schwester bergnügt. Aber er gab keine Antwort darauf und warf ein paar Salat- und Wirsingblätter unter seine Schneckenherde.

„Wie lange behältst du denn die Schnecken da: wann isst man sie?“ fragte die Schwester.

„So, wie sie am Boden herumkriechen kannst sie nicht brauchen; sie

müssen erst eingebedt sein. Wenn's kalt wird, dann schlupfen sie in ihre Häuser und machen die Tiere zu und fressen nichts und schlafen bis zum Frühling. Da find sie habsam und gut; aber wenn sie wieder auskriechen, ist's vorbei mit dem Essen.“

Selt, Schwester, so sollten die Spitteljörger sich auch einknebeln den Winter über, die alten Weiber und wir, und nichts brauchen, dann hättet Ihr's gut, dürftet nicht kochen und spülen, und es gäbe keine Händel mehr im Haus!“

Und der „Spitteljörg“ lachte von Herzen über diesen Gedanken.

Die Schwester lachte mit, dann meinte sie: „Wenn aber dann der Spitalverwalter und der Schultheiß die eingeknebelten Leute auch verkaufen in der Stadt, und es täten dort die alten Weiblein von Lallstadt und der Spitteljörg, der Deferkans und der alte Xaver herauskriechen: was würden da die Stadtleute dazu sagen?“

„Gewiß nicht: G'he'u's Gott“, meinte der Jörg, nachdem er genug gelacht hatte. „Aber jetzt müß ich fort: h'üt Gott, Schwester.“

Damit humpelte er über den Hof zum Tore hinaus.

Hans Frisch und sein Abenteuer.

Als es Abend geworden, kam der Jörg wieder herein und brachte einen Armvoll krautblättern mit. Ihm voraus ging ein kräftiger Anabe, der trug auch eine Last Blätter.

„Da hab' ich einen Geßellen bekommen“, sagte er zu der Schwester Oberin, auf den Anaben zeigend.

„Wem gehört der Bub?“ fragte diese; „der ist ja ganz städtlich gekleidet.“

„Nicht aus der Stadt“, erwiderte der Jörg; „Irg's der Oberin, wie du heißt und bei wem du bist!“

Der Anabe, ein hübscher Bursche mit dunkeln Augen und einem Kranz von Locken um die Stirn, nett und lauter gekleidet, warf die Last der Blätter ab, zog die Mütze, stellte sich vor die Oberin und sagte: „Ich heiße Hans Frisch und bin bei der Großmutter in der Vakanz hier.“

„Und wie habt ihr beide euch denn zusammengefunden?“ forschte die Oberin.

„Auf eine grobe Art“, sagte der „Spitteljörg“. „Der Bub ist mir nämlich in den Feldern nachgelaufen und hat mir immer zugehauert, was ich tue. Das hat mich geärgert. Und so hab' ich ihn angegriffen: Merle, mach' daß d' weiter kommst! Darauf ist er ein Stück weit weg, aber bald ist er wieder dagewesen. Ich hab' geglaubt, der Lausbub' wolle mich ausspotten, und hab' ihn beim Stragen genommen. Aber er hat mir seit in die Augen geschaut und gefragt: Ich hätte Euch ja bloß helfen wollen! — Wer hat dich das geheißen? habe ich gefragt, und er hat gelacht: Die Großmutter. Sie habe ihn zum Haus hinausgeschickt; er solle in der Vakanz nicht immer so faulenzeln, das Schaffen auf dem Feld sei genug. Und wie sie mich gesehen habe, so habe sie ihm den Auftrag gegeben: dem Spitteljörg da drüben hilft, der hat einen bösen Fuß. Wie er mir das erzählt hat, da hab' ich natürlich ihn nichts getan. Und so ist er bei mir geblieben.“

„Aber jetzt müßt du heim, Hans, zu der Großmutter“, endete der Jörg seinen Bericht.

„Morgen darf ich wieder kommen

und helfen, nicht wahr?“ fragte der Anabe den Jörg und die Schwester Elekta, die unterdessen hinzugetreten, während die Oberin weggegangen war.

„Meinetwegen“, sagte der Jörg und der Bub sprang fröhlich weg. „Aber was ist doch das?“ fragte plötzlich die Schwester erschrocken, indem sie auf den Fuß des Jörg schaute; „Jörg, du blutest ja!“

Der Jörg schaute fast unwillig auf die Schwester und dann an seinen kranken Fuß, von dessen Knöchel wirklich das Blut durch die darumgelegte Wunde sickerte. „Dös macht mir“, brummte er halb verlegen, „wird schon wieder aufhören.“

„Rein, nein, danach muß man sehen“, erwiderte die Schwester reich, „es ist Herbst und kalt morgens und abends; da könnte es gar einen Notlauf an dem Fuß geben. Zudem ist's nicht das erste Mal, daß du so heimkommst. Bist am Ende gefallen, oder ist der Fuß von selbst schlummer geworden?“

Der Jörg gab keine Auskunft, sondern meinte nur, das sei nicht der Rede wert. Die Schwester schaute ihn mit einem prüfenden Blick an und begnügte sich zu sagen: „Komm jetzt nur gleich mit herein.“ Der Wundarzt ist eben da, der soll danach sehen; dann verbinden wir den Fuß hübsch, und es wird bald wieder besser sein.“

Nur ungern folgte der Jörg und ließ nach dem Fuße sehen. Da fanden sich blaue Flecken und eine Wunde, die aussah, wie wenn sie durch einen Stoß oder Schlag entstanden wäre. Der Arzt schalt den Jörg böse aus, wahrscheinlich werde er oft betrunken sein, wie ja alle Spitalleute seien, und dann in die Gräben fallen und über alle Steine stolpern.

Da trat aber die Schwester Elekta tapfer ein und sagte: Der Jörg sei der Rächter im Haus, der trinke nie zuviel. Darauf schweig der Arzt.

Der Jörg sagte nichts, sondern richtete nur einen Moment sein Auge auf die Schwester im stillen Danke. Hatte er reden wollen, so hätte er gar gut erklären können, woher die Wunden an seinem ohnehin schon brandenweine kamen. Er hätte ergründen können, wie schon seit Wochen, so oft er am Haus oder Garten der „Profkrämerin“ vorbeikommt — und das mußte er eben immer, so oft bearbeitete, „wenn deine Mutter er ein- und ausging im Spital — ihm von unsichtbarer Hand fast je-

gen —“ (Fortsetzung auf S. 6.)

desmal ein Stein oder ein Stück Holz an das kranke Bein slog, so daß es ihm manchmal schon einen Befehlsrei erpreßt hatte und er recht hinke.

Auch heute war das wieder passiert. Hans Frisch, welcher dem Jörg voranging, hatte natürlich davon nichts bemerken können. Der Jörg war bei dem Wurf, der sein krankes Bein traf, auffetzend zusammengeschlagen; aber dann war er weitergehinkt. Was in seinem Innern vorging, das wußte Gott. Und Gott wußte auch, wie es denn kam, daß der Jörg, welcher so energisch zur Verteidigung des „Tränenweibchens“ gegen die „Profkrämerin“ und ihren „Kohlweihling“ aufgetreten war, jetzt nichts sagte, wo er selbst verfolgt wurde. Der Jörg war eben in manchen Dingen anders als die übrigen Leute.

Schwester Elekta aber forgte. Sie sagte dem kleinen Hans Frisch: „Das nächste Mal gehst du hinter dem Jörg drein und passst auf, ob ihm nicht etwas an seinem kranken Fuß geschieht und sagst mir's dann; der Bub nickte freudig.“

Am folgenden freien Nachmittage waren sie wieder draußen gewesen am Fluße und kehrten heim. Der alte Jörg ging voran, Hans folgte ihm in einiger Entfernung und ließ ihn keinen Moment aus dem Auge.

Jetzt kamen sie in die Nähe des Hauses, wo die „Profkrämerin“ wohnte. Jörg schaute hinüber nach Haus und Garten und besaßte sich mit humpelndem Fuße vorüber zu kommen. Naum war er am Hause vorbei, da öffnete sich leise die Gartentüre und der „Kohlweihling“ erschien unter derselben. Leise hob er den Arm aus, zielte, warf mit aller Macht, deren er fähig war, einen Stein — der „Spitteljörg“ aber tat einen schmerzlichen Aufschrei und sank fast ins Knie. Der Stein hatte wiederum die böse Stelle getroffen. Aber der kleine Hans Frisch hatte den „Kohlweihling“ schon mit festem Griff gefaßt, schüttelte ihn an den Haaren und bläute ihm den Rücken zornentbrannt durch. Der „Scharl“ war anfangs sprachlos vor Ueberaschung; jetzt aber fing er an, aus vollem Halse zu brüllen: „Mama, Mama, hilf!“

„Schrei nur, du schlechter Kerl“, sagte Hans, indem er ihn weiter bearbeitete, „wenn deine Mutter er ein- und ausging im Spital — kommst, so will ich ihr schon fa-

Billigere Eisenbahnfahrt
wegen der
Regina Bouspiel - Woche
vom 31. Januar bis zum 8. Februar 1929

Fahrtkarten zum Verkauf an allen Stationen in der Provinz Saskatchewan
am 31. Januar, 1., 2. und 4. Februar.
Gültig für Rückfahrt am 9. Februar 1929.

Besonderes Programm von Winter-Sports.
Um nähere Auskunft wende man sich an den Lokal-Agenten der

Canadian National

Einwanderung durch den Volksverein

Tausende von deutschsprechenden Katholiken aus allen Ländern sind unter dem Schutze des Volksvereins (V. D. C. K.) schon nach Canada eingewandert.

Seine Erfolge sprechen für sich selbst.
Jahrelange praktische Erfahrung.

Ausgezeichnete Ruf und bestes Ansehen bei den kirchlichen und weltlichen Behörden (in Canada wie in Europa).

Die Einwanderungsarbeit des Volksvereins ist:
Eine Werk der christlichen Nächstenliebe. Eine Pflicht der Betretung und Fürsorge.
Eine Arbeit für die deutsch-katholischen Gemeinden in Westcanada.

Nicht nur Einwanderung, sondern auch Ansiedlung unter deutschsprechenden Glaubensbrüdern ist unser Ziel. Wir besorgen kostenlos alle nötigen Papiere, besorgen gen Schiffskarten, verhelpen den Einwanderern zu Anstellungen, nehmen uns in jeder Weise um sie an.

Eine besondere Aufgabe des Volksvereins: Vermittlung von Kredit zu günstigen Bedingungen für arme, würdige und brauchbare Einwanderer, die nicht aus eigener Kraft nach Canada kommen können, oder für Familienangehörige.

Unterstützen und fördern Sie die Einwanderungsarbeit des Volksvereins Deutsch-katholischer Katholiken!

Wenn Sie Verwandte, Freunde usw. herüberkommen lassen wollen, so wenden Sie sich vertrauensvoll an folgende Vertrauensleute u. nterer Organisation:
Adam Gué, Bibank, Sask.; Paul Zuetner, Prelate, Sask.; Anton Gutenberg, Tramping Lake, Sask.; August Franke, Leipzig, Sask.; Albert Renzel, Münster, Sask.
oder direkt an die:

Einwanderungsabteilung des Volksvereins [V.D.C.K.]
460 Main Street,
Winnipeg, Man.

Kaiser Friedrich III. und der Raub des Kirchenstaates.

Der im Jahre 1888 so bald nach seinem Vater, Wilhelm I., verstorbene König von Preußen und deutsche Kaiser Friedrich III., galt als ein sehr „liberaler“ und auch wohlmeinender Mann. Wenn man seinen Sohn, Wilhelm II., mit ihm vergleicht, so fiel der Vergleich meist nicht zugunsten Wilhelm's aus. Jedoch verrät sein Kriegstagebuch aus den Jahren 1870—71, das seit dem Zusammenbruch der Hohenzollern-Herrschaft verächtlich worden ist, wie wenig liberal und wohlwollend auch dieser Hohenzoller Kirche und Papsttum gegenüber stand.

Wie das Tagebuch verrät, war Preußen mit der gewalttätigen Besitzergreifung des Kirchenstaates durch die Piemontesen nicht nur vollkommen einverstanden, sondern es hegte die Regierung des damaligen Italiens obendrein auf dem Papste so gut wie alles zu nehmen.

Man weiß jetzt, daß die Piemontesen dem Papste den sogenannten Leonischen Stadtteil (rechte Liberseite mit Vatikan und Engelsburg) belassen wollten. Aber der preussische Gesandte forderte im Auftrage seiner Regierung Italien auf, gleich ganze Sache zu machen. Das war mitten im Siebziger-Krieg!

In seinem Tagebuch spottet der damalige preussische Kronprinz über Pius IX., der „sich zu einem Gott erhoben und fluch darauf seine Herrschaft eingeholt habe.“ Friedrich spottet weiterhin über den „moralischen“ Heiligen Stuhl; er nennt den Vatikan geradezu ein Irrenhaus. Mit Bismarck wünscht er, daß der päpstliche Stuhl nach Deutschland verlegt würde!

Wie wenig hatte dieser „liberale“ Sprosse des Hauses Hohenzollern aus der Geschichte gelernt! Der als

gutmütig und selbst Flug bekante Fürst urteilte in dieser Angelegenheit nach dem Grundsatz: „Macht geht vor Recht!“ Weil nach seiner und seiner Freunde Ansicht das Papsttum nicht mehr in unsere Zeit paßte, gestand er den Staatsmännern die Vollmacht zu, willkürlich über dessen Ansprüche auf Rom und die übrigen Teile des Kirchenstaates zu verfügen und den Papst wie einen Subalternbeamten des Staates zu behandeln, den der nächste beste Minister strafverlegt.

Friedrich's III. Sohn, Wilhelm II., lebt heute als ein — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — verfeindeter Mann in der Verbannung. Wie die Sünden Ludwigs XIV. und XV. sich an dem persönlich schuldlosen Ludwig XVI. rächten, so büßt auch der zweite Wilhelm von Hohenzollern in nicht geringerem Maße die Verfehlungen seiner Vorfahren, die nur zu oft der Kirche großes Unrecht und ihren Dienern schweres Leid zugefügt hatten. Das „moralische“ Papsttum aber ist heute mehr denn je geistige und sittliche Weltmacht. Und was wäre aus Deutschland, insbesondere aus Wilhelm II. geworden, wenn nicht Benedikt XV. und Pius XI. sich wiederholt für beide eingesetzt hätten?

Als d. M. Älterten die Auslieferung des im Exil — um das Wort hier wieder einmal in seiner alten Bedeutung zu gebrauchen — lebenden ehemaligen Kaisers lärmend und gebieterisch forderten, war es der Papst, der auf diplomatischen Wege diese letzte, furchtbare Schmach vom Haupte des unglücklichen Monarchen abwenden half.

C. St. d. C. B.

Erfreuliches aus dem Reiche der Mitte.

Unsere Kirche hat in China im Laufe der letzten Jahre ganz entschieden an Ansehen gewonnen. Selbst die Revolution vermochte der Erkenntnis, die Kirche trete dem christlichen Volke mit Achtung gegenüber und wolle sein Bestes, auf die Dauer keinen Abbruch zu tun.

Ein erfahrener Missionar, Vater Albert Klaus, D. F. M., schreibt uns unterm 1. Dezember 1928:

„Gott Dank sind die Verhältnisse hier jetzt wieder normal. Zur Regierung stehe ich mich ausgezeichnet, von Belästigung oder Antipathie ist nichts zu merken. Ueberall begegnet man uns mit großer Hochachtung. Die verstreute Schule habe ich wieder gesammelt, und es studieren bereits 39 junge Leute in der neu eingerichteten Katechisten-Ausbildungsschule hier. Auch für weitere Schulen habe ich bereits ein Unterkommen gefunden, indem ich

bisher an Heiden vermietete Missionshäuschen hier im Innern der Stadt habe räumen lassen. Darin sollen die Knaben unserer auswärtigen Christengemeinden Unterricht u. Unterfrucht finden. Denn die Erziehung unserer Jugend ist Hauptaufgabe, zumal in der heutigen revolutionären Zeit! Ohne gut katholische Jugendberziehung ist unsere ganze Missionsarbeit umsonst! Möge doch unsere Missionsfreunde gerade dieser unserer Aufgabe besondere Aufmerksamkeit und besondere Hilfe geschenkt werden!“

Vater Klaus vertraut fest auf weitere Besserung der Lage. Daraus erwächst jenen, die die Mühsale und Entbehrungen des Missionslebens nicht auf sich genommen haben, die ernste Pflicht, Karondienste zu leisten, d. h. die **Glaubensboten in ihrem Wirken nachhaltig zu unterstützen.**

C. St. d. C. B.

A B C für große Leute

Von Alban Stolz.

(Fortsetzung.)

Civil-Ehe.

Vor 90 Jahren gab es in Frankreich eine so wilde Revolution, als die Welt kaum je gesehen hatte. Wie die Keufel einmal in die große Schweinherde gefahren, so sind sie damals in die Pariser, sowie in die Gutedel von Marseille gefahren. Nord und Vertikung aller Religionen wurde mit wütendem Ingrimm ausgeübt; das geringste Zeichen von Christentum war genugsam, um zum Tod verurteilt und abgeführt zu werden. So z. B. war einmal ein starkes Gewitter in Paris; da es regnete, so schlug ein Handwerksbursche ein Kreuz, wie er es von Hause her gewohnt war. Als bald wurde er ergriffen als Anhänger der alten Religion und gefoltert.

In dieser gruelhaften Zeit waren nun die Leute ebenso heiratungsküchtig wie sonst auch: es konnte aber keine brieferliche Trauung stattfinden, weil alle Priester teils ermordet, teils vertrieben, teils verborgen waren. Daher wurde eine ganz neue Erfindung gemacht, wovon selbst die Juden und Zigeuner nichts gewußt haben, viel weniger die Christen: nämlich die **Civil-Ehe**, d. h. Ehen ohne alle Beteiligung der Religion. Selbst die elendesten Weibswölfer lassen nur Ehen gelten, welche von ihrer Religion gezeugt gemacht werden; die Juden

und Türken ohnedies. Die jatanisch gewordenen ehemaligen Christen aber in jener Revolutionszeit machte nun Gott zum Trost Ehen, wobei gar nichts religiös sein durfte, so wenig als bei den Heiden um Michaeli. Diese Ehen ohne Gott, folglich gottlose Ehen, nannte man Civil-Ehen.

Wenn nämlich zwei Personen einander heiraten wollen und die Umstände von der Art sind, daß nach dem Gebieten der katholischen Kirche gar keine gültige Ehe geschlossen werden kann, wenn z. B. ein Mensch eine geschiedene Frau heiraten will, deren Mann noch lebt, so kann kein katholischer Geistlicher solche kopulieren. Da läuft nun dieses Pärlein zu dem Landeseheamt und meldet sich als ehelustig; und der Herr Oberamtmann gibt sie dann zusammen, dem Landeseheamt gemäß, Rumero so und so viel, und schreibt sie ein. Dann gehen und leben die zwei Personen zusammen wie Eheleute und sind doch so wenig vor Gott verheiratet, als ein Mensch vor Gott Bergung seiner Sünden hätte, wenn der Oberamtmann oder meinethwegen auch ein Solzmacher das Kreuz über ihn machen und die Absolution sprechen würde. Jeder Ehemann, der so beifammen leben will, ist eine Lohndiener, und wenn sie in diesem Zustande sterben, so werden der Herr Oberamt-

mann und die babilonischen Landstän-Gott und der Kirche verdamnungswürdig zu sein. — Protestanten gehen mich nichts an, diese mögen ihre eigenen Pastoren fragen, was von Civil-Ehen zu halten sei. Jeder Katholik aber, der in einer Civil-Ehe lebt, der lebt in offener Lohndiener gegen das letzte Gebot, indem er vor Gott und vor der Kirche gar nicht verehelicht ist; und wenn ein solcher Katholik nicht gründlich sich bekehrt und nachträglich von der Kirche sich trauen läßt oder, wo eine kirchliche Trauung nicht möglich ist, sich vollständig trennt: so stirbt er in offener Lohndiener und darf so wenig von einem katholischen Priester beerdigt werden, als wenn ein Mensch bei voller Befimmung Gott lästert und sich dann einen Tod antut.

In einer christlichen Gemeinde aber, wo so ein Civilpaar sitzt, da sollen diese Leute gemieden werden als Rebellen gegen Gottes Ordnung und gegen Christi Kirche. Sie sind lebendige Selbstmörder: der Leib läuft noch herum, die Seele ist tot und faul und verbreitet den Miasma-geruch des Aergernisses über den ganzen Ort, ärger als wenn ein toter Mann und eine tote Frau schon wochenlang unbestattet vor dem Gemeindefaß liegen.

Dies alles ist so zu verstehen, daß nur die Personen gemeint sind, welche nach d. Vorschriften der weltlichen Obrigkeit sich als Eheleute einschreiben, aber dann es unterlassen, förmlich durch die Trauung in der Kirche das Sakrament der Ehe zu empfangen. Wer sich aber so leicht trauen läßt, der begeht nichts Unrechtes, wenn er sich vorher bei der weltlichen Obrigkeit einschreiben läßt. (Fortsetzung folgt.)

Christliche und naturgemäße Familienführung.

In einem längeren Aufsatz, in welchem er sich über die Pflichten des Abels in unserer Zeit verbreitet, kommt Graf Reffequier im „Neuen Reich“ auch auf dessen Pflicht, das Beispiel einer katholischen Familienführung zu geben, zu sprechen. Aus den Ausführungen sei die folgende allgemein gültige Stelle herausgehoben. Es sind tiefere Worte eines wahrhaft adeligen Mannes:

„Der Führer der Familie ist der Vater. Wir müssen beklagen, daß das Herrertum des Vaters in letzter Zeit geschwunden ist. Die heiligen Traditionen und unveräußerlichen Richtlinien einer Familienführung können sich nur auf den Vater stützen und nicht auf die Mutter. Sein Wollen, seine Arbeit, sein Pflichtgefühl hat durch Generationen durchzuschlagen, und eben diese männlichen Traditionen können nicht auf Neuhäufigkeiten beruhen. Es ist vornehm und wunderbar, wenn sich adelige Lippen und hakenförmige Nasen in der Familie erhalten, wesentlich aber ist, daß sich hochadelige Herzen und stabiler Arbeitswille in den Kindern immer wieder ausprägen.“

„Wenn wir die Geschichte unserer Vorfahren aus den mittelalterlichen Zeiten zur Hand nehmen, so werden Sie finden, meine Herren, daß sich diese Geschichte durch eine Kette fortlaufender Namen bildet. Wenn Sie die Geschichte des Abels vielleicht von der Zeit Ludwigs XIV. über die Kongregzeit bis zur heutigen zur Hand nehmen, so werden Sie getrieben müssen, daß hier das Herrertum bereits zurückgetreten und an seine Stelle die Schöngeistigkeit, interessiert, manchmal auch etwas lockere Frau getreten ist. Wahren wir unser Herrertum und weisen wir der Frau diejenige Stelle an, die ihr wieder gebührt, als Schifflin des Mannes, als Mutter ihrer Kinder und als Engel der Vormherzigkeit.“

Nichts ist so sehr in letzter Zeit verkehrt worden, als der Frauen-dienst. Er besteht nicht darin, durch seine rein menschlichen Eigenschaften die rein menschlichen Seiten der Frau zu heben und zur Herrschaft zu bringen. Wohl soll die Frau an unseren höheren männlichen Bestrebungen teilnehmen, durch sie gesellschaftlich und das männliche Herz ein wahres Mann dadurch achten, nicht aber durch lockere Reden und läppiiche Neuhäufigkeiten sich zum Mann hingezogen fühlen. Die Frau kann uns wohl in unseren Frauenleben wieder retten! Hier wäre sie souverän, hier würde sie das durch Schlechtigkeit und Dummheit zur niedrigen Stufe herabdrücken. Berkehrung schämen und es wieder. Wenn die Frau merkt, daß sie zu dem machen, was es sein soll: mit einem nackten Rücken und ei-

dem hört sie aber nicht auf, vor Gott und der Kirche verdamnungswürdig zu sein. — Protestanten gehen mich nichts an, diese mögen ihre eigenen Pastoren fragen, was von Civil-Ehen zu halten sei. Jeder Katholik aber, der in einer Civil-Ehe lebt, der lebt in offener Lohndiener gegen das letzte Gebot, indem er vor Gott und vor der Kirche gar nicht verehelicht ist; und wenn ein solcher Katholik nicht gründlich sich bekehrt und nachträglich von der Kirche sich trauen läßt oder, wo eine kirchliche Trauung nicht möglich ist, sich vollständig trennt: so stirbt er in offener Lohndiener und darf so wenig von einem katholischen Priester beerdigt werden, als wenn ein Mensch bei voller Befimmung Gott lästert und sich dann einen Tod antut.

In einer christlichen Gemeinde aber, wo so ein Civilpaar sitzt, da sollen diese Leute gemieden werden als Rebellen gegen Gottes Ordnung und gegen Christi Kirche. Sie sind lebendige Selbstmörder: der Leib läuft noch herum, die Seele ist tot und faul und verbreitet den Miasma-geruch des Aergernisses über den ganzen Ort, ärger als wenn ein toter Mann und eine tote Frau schon wochenlang unbestattet vor dem Gemeindefaß liegen.

Dies alles ist so zu verstehen, daß nur die Personen gemeint sind, welche nach d. Vorschriften der weltlichen Obrigkeit sich als Eheleute einschreiben, aber dann es unterlassen, förmlich durch die Trauung in der Kirche das Sakrament der Ehe zu empfangen. Wer sich aber so leicht trauen läßt, der begeht nichts Unrechtes, wenn er sich vorher bei der weltlichen Obrigkeit einschreiben läßt. (Fortsetzung folgt.)

Norddeutscher Lloyd

Direkte Dampferlinie nach Halifax und von und nach Montreal
Auch regelmäßiger wöchentlicher Dienst von und nach New York
Große moderne Schiffe mit vorzüglicher Verpflegung und zuvorkommender Behandlung. **Eure eigene Sprache.**

Geldüberweisungen
nach allen Ländern Europas in amerikanischer oder Landeswährung zu billigster Rate prompt ausgeführt.

Deutsch, unterstützt eine Deutsche Dampfergesellschaft

Auskunft unentgeltlich bei allen Lokalgagenten oder vom
NORTH GERMAN LLOYD
(W. L. Maron, Western Manager) 654 Main St., Winnipeg, Man.
Ostliches Canada: Alberta u. British Columbia.
1178 Phillips Place, 10061—101st Street,
Montreal, Que. Edmonton, Alta.
Für die St. Peters-Kolonie: Gantvoort & Co., Bruno, Sask.

CANADIAN PACIFIC DAMPFSCHIFFE

Jetzt bietet sich die beste Gelegenheit
Ihre Familie u. nahen Verwandten nach Canada kommen zu lassen.
Vorausbezahlte Dampfschiffstickets von allen europäischen Ländern zu niedrigen Preisen. — Erlauben Sie uns, Ihnen die nötigen Dokumente und Beglaubigungsschreiben zu besorgen.
Wir besorgen Reisepässe für solche, die nach der alten Heimat reisen.
Beregen voller Auskunft wende man sich an den nächsten C.P.R.-Agenten oder man schreibe direkt an:
Can. Pac. Steamships, Can. Pac. Steamships, C. P. Steamships,
Rm. 106A, C.P.R. Bldg., C.P.R. Bldg., Rm. 115, C.P.R. Bldg.,
EDMONTON, Alta. CALGARY, Alta. SASKATOON Sask.
oder
W. C. CASEY, General-Agent,
372 Main Street, WINNIPEG, MAN.
Wir ueberweisen Gelder nach allen Teilen der Welt.

Kleine Kontos

Kleine Kontos sind willkommen auf jeder Branche dieser Bank. Jede Klasse der Menschen wird mit gleicher Aufmerksamkeit und Zuverlässigkeit bedient.
Zweige in allen wichtigen Mittelpunkten Canada's. Sparbank-Abteilungen in allen Zweigen der Bank. Gearbeitet in 1817
Gesamt-Aktienvermögen übersteigt \$750,000,000.

Bank von Montreal
Humboldt: — R. N. Bell, Manager
St. Gregor: — J. B. Stewart, Manager
Saskatoon: — G. H. Hartman, Manager
Prince Albert: — C. C. Gamble, Manager
Mooseham: — E. A. Leifer, Acting Manager
Lake Lenore: — B. C. Downey, Manager

International Loan Company

403 East & Loan Building — Winnipeg, Manitoba
Ein breites Unternehmen für Kapitalanlagen — Ein guter Weg zum Vergnügen
Geld zum Verleihen auf 1. Hypothek; auf verbesserte Formen — Vergnügen Sie, wo die Banken im Laufe stehen
J. J. Hauser, Vertreter. B. M. Britz, Auskunft gerne erteilt.

Bauholz und alles Bau-Material,

..... Kohlen-Verkaufsstelle
BULLDOG Getreide-Pulvmaschinen ■ DeLAVAL Rohm-Separatoren
BRUNO LUMBER & IMPLEMENT CO.
P. A. SCHWINGHAMER, PROP.

Baldwin-Hotel

Saskatoon
Saubere Zimmer. Gute Mahlzeiten
Hoefliche Bedienung.
Omnibus am Bahnhof f. er jeden Zug.
Man erreicht Leutach

Expert Watch Repairing

and Jewelry Manufacturing at lowest prices.
Mail orders shipped same day as received
McCARTHY'S Wholesale and Retail
Jewelry Store sells for less
Drinkle Bldg., SASKATOON, Sask.

All kinds of Meat

can be had at
Pitzel's Meat Market
The place where you get the best and at satisfactory prices
WE BUY Cattle, Hogs, Sheep and Poultry. If you have them to sell let us know, we pay highest prices
Pitzel's Meat Market
Livingstone St. HUMBOLDT, Ph 25

Metzgerei und Wurstgeschäft

Wir empfehlen unsere schmackhaften Würste aller Art. sowie Schinken, Speck und reines Schweinefleisch. Wir importieren Schweizerkäse, Roquefort, Gorgonzola, Limburger, Trappist usw.
Wiederverkäufer gesucht, und erhalten Rabatt

Für frische Eier, Butter, lebendes und geschlachtetes Geflügel, Kalber, Schweine und fettes Grochvieh bezahlen wir höchste Preise
The Empire Meat Market, Ltd., Saskatoon, Sask.
230 second Ave. S. G. C. HANSELMANN, Geschäftsführer.

THE HUMBOLDT CENTRAL MEAT MARKET

Frisches Fleisch aller Art stets vorrätig
Unsere Spezialität: **Vorzügliche Würste.**
Bringt uns Eure Rülbe, Kalber, Schweine und Geflügel.
Lebend oder Geschlachtet. — Wir bezahlen höchste Preise.
JOHN SCHAEFFER, PROP. - HUMBOLDT, SASK.

St. Peter's Bote

Verantwortlich für den Inhalt: St. Peter's Bote, Muenster, Sask., Canada.

Preis für Kanada \$2.00 das Jahr; für die Per. Staaten und das Ausland \$2.50. Das Abonnement ist vorausbezahlt.

Beim Anzeigensetzen wende man sich an die Redaktion. Anzeigen, Korrespondenzen usw., sollen spätestens am Montag ein- treffen. Adresse: St. Peter's Bote, Muenster, Sask., Canada.

1928 Kirchenkalender 1929

Dezember	Januar	Februar
1. Natalis, M.	1. Neujahr	1. Ignatius, B. M.
2. Obedientia, M.	2. Bl. Name Jesu	2. Mariä Lichtmess
3. M. Franz Xaver, B. M.	3. Genovefa, J.	3. Blasius, B. M.
4. D. Anno, E. B.	4. P. Agathe, E. B.	4. M. Lambert, B.
5. M. Kasper, M.	5. E. Agatha, J. M.	5. E. Agatha, J. M.
6. D. Nikolaus, B.	6. E. Erhebung Herrn	6. M. Dorothea, J. M.
7. P. Sara, J.	7. M. Reinhold, B. M.	7. D. Romuald, Abt.
8. M. Hubel, Gmpf, Maria	8. E. Erhard, B.	8. P. Honoratus, B.
9. E. Scolastica, J. M.	9. M. Barbara, J.	9. S. Apollonia, J. M.
10. M. Melchior, P. M.	10. E. Agathe, P.	10. S. Scholastica, J.
11. D. Damaskus, P. M.	11. P. Honorata, J.	11. M. Eusebius, Abt.
12. M. Dionysius, J. M.	12. S. Ailred, Abt.	12. E. Eulalia, J. M.
13. D. Odilia, J.	13. S. Hilarius, B.	13. M. Katherin, B. M.
14. P. Joh. v. Keruz, B. M.	14. M. Euphrasius, B.	14. D. Valentin, M.
15. E. Christiana, J.	15. M. Maurus, Abt.	15. P. Georgia, J.
16. E. Adelheid, Kaiserin	16. M. Marcellus, P. M.	16. S. Onofimus, B. M.
17. M. Victoria, J.	17. M. Hildegard, B. M.	17. S. Simeon, B. M.
18. D. Wundib, Abt.	18. P. Petrus, J. M.	18. D. Barthelemy, B.
19. M. Nemelus, M. Quat.	19. S. Walpurg, B.	19. M. Eleutherus, B. Quat.
20. D. Dominicus, Abt.	20. S. Sebastian, M.	20. D. Severian, B. M.
21. P. Petrus Can., Augl.	21. M. Agnes, J. M.	21. P. Paschalis, B. Quat.
22. S. Jutta, J. Quat.	22. M. Meberich, Abt.	22. S. Hilburus, J. Quat.
23. S. Victoria, J. M.	23. M. Iosephus, B.	23. S. Mathias, Ap.
24. M. Irmina, J. Vigil.	24. D. Cimotheus, B. M.	24. M. Jelis III., P.
25. D. Weihnachtst.	25. P. Pauli Befreiung	25. M. Nestor, B. M.
26. M. Stephan, E. B.	26. S. Theotigida, J.	26. M. Eusebius, B.
27. D. Johannes, Ap. Ev.	27. S. Candida, W.	27. D. Romanus, Abt.
28. P. Unschuldige Kinder	28. M. Cyrillus Alex., B. Kgl.	
29. S. Ch. mes v. d. ant. B. M.	29. D. Franzo Sales, B. Kgl.	
30. S. Annyia, M.	30. M. Bathildis, Kain.	
31. M. Silvester, P.	31. D. Petrus Vol., B. M.	

Gebotene Feiertage.

Zeit der Widmung des Herrn, Karfreitag, Dienstag, 1. Januar.
 Zeit der drei Könige, Sonntag, 6. Januar.
 Zeit der Himmelfahrt Christi, Donnerstag, 9. Mai.
 Maria Himmelfahrt, Donnerstag, 15. August.
 Zeit Allerheiligen, Freitag, 1. November.
 Zeit der Unbef. Empfängnis Maria, Sonntag, 8. Dezember.
 Weihnachtsfest, Mittwoch, 25. Dezember.

Gebotene Fasttage

Quatentertage: 20, 22, 23. Februar.
 22, 24, 25. Mai.
 18, 20, 21. September.
 18, 20, 21. Dezember.

Vierstagtag: 13. Februar bis 30. März.
 Fasten von Fasten: 18. Mai.
 Fasten von Maria Himmelfahrt: 14. August.
 Fasten von Allerheiligen: 31. Oktober.
 Fasten von Weihnachten: 24. Dezember.

Anmerkung: Maria Himmelfahrt, 15. August, ist in Canada kein gebotener Feiertag. Die kirchliche Feier ist auf den folgenden Sonntag, den 18. August, und der Fasttag auf Samstag, den 17. August, verlegt. Das Fest der St. Drei Könige ist in den Per. Staaten kein gebotener Feiertag.

Meine Erlebnisse während der Revolution in Russland

Von J. A. Jaak, Münster, Sask.

(Fortsetzung.)
Dem Tode nahe.

Es war etwa um die elfte Stunde desselben Tages, als eine Bande von 11 bewaffneten Männern unser Haus umstellte und eindringte. Sie verlangten Gewehre. Als wir ihnen sagten, daß wir solche nicht hätten, wurde eine gründliche Hausdurchsuchung angestellt. Alles wurde durchwühlt, und durchsucht, aber so viel uns bekannt war, nichts genommen.

Diese Bande machte erst kaum eine Stunde fort gewesen sein, als eine andere, ebenfalls schwer bewaffnete Gruppe in unser Haus drang. Diese Menschen waren aber grausamer als die ersten. Mein ältester Bruder, der Franz und ich wurden sofort als vermeintliche Konterrevolutionäre verhaftet und in den Hof geschleppt, während die übrigen Soldaten im Hause alles durchsuchten und nahmen, was ihnen gefiel. Solange mußten wir draußen warten. Als die Hausdurchsuchung beendet war, sollten wir erschossen werden. Vor uns trat ein Volkswacht und behauptete, er habe gesehen, wie wir Brüder während des Kampfes in der letzten Nacht aus dem obersten Stock unserer Mühle auf sie geschossen hätten. Kein Erklären und Widerlegen unterließ er uns nicht. Man glaubte uns nicht. Das Geschick in jener Stunde wurde ich nie in meinem Leben vergessen. Es ist unbeschreiblich. Wir wußten, daß es von der Laune dieser Menschen abhing, ob uns das Leben erhalten oder genommen würde. Unser Vater hat händeringend und flehte die Mörder an um unser Leben. Und Gott schuf Wunder. Ein böhmisches Mädchen setzte sich auf ihren Geschickern und mit furchtbarem Fluch- und Schimpfworten verließen sie unseren Hof. — wir aber waren noch alle am Leben.

Die erste Flucht.

Langsam vergingen die angstvollen Sonntagmorgentunden am 21. Januar 1918. Die letzte Nacht und die wenigen Stunden des Tages hatten Schreckliches mit sich gebracht. Die zwei Hausdurchsuchungen von den uns unbekanntem Banditen und die Drohungen mit dem Tode führten uns zu dem Entschluß, unverzüglich die Flucht zu ergreifen. Wohin? war die erste Frage. Nach kurzer Ueberlegung wählte mein Vater einen abgelegenen Ort im Tale, etwa 3 — 4 Werst von der Eisenbahn entfernt. Dort wohnte ein treuer und guter Bauer, ein böhmischer Kofak. Mein jüngster Bruder Abram und ich traten sofort den Fußweg an. Unsere Eltern und Geschwister sollten nach kurzer Zeit mit dem Fuhrwerk nachkommen. Wir beide waren nur kurze Zeit aus der Stadt ins Freie gelaufen, als rechts von uns, aus einem Waldchen (Wald) eine Reihe bewaffneter Volkswachen auf uns zustürmte. Robes Geschrei und Fluchworte stießen sie aus, die wir aber der Entfernung wegen nicht verstehen konnten. Sofort wußten wir, daß wir damit gemeint seien. Weil die Entfernung doch ziemlich weit war, wagten wir es, kurz von unserer

eingeschlagenen Richtung abzulenken und in die entgegengesetzte Richtung von den Volkswachen zu eilen. Doch hielt! Sobald die Banditen das merkten, ergoß sich ein wilder Regenschauer aus ihren Gewehren über uns. Wir sahen sofort ein, daß wir beide unter solcher Verfolgung nicht entkommen konnten, denn wir befanden uns vollständig im freien Felde. Kurz entschlossen drehten wir uns um und hoben unsere Arme auf zum Zeichen der Ergebung. Die Banditen stürzten die Mörder auf uns zu mit gezogenen Bajonetten. Wieder, zum zweiten Male an diesem Tage, fanden wir dem Tode gegenüber. Klüßelnd und schreiend drohten sie mit dem Tode. Wir wurden auf das Genaueste befragt, wer wir seien, von wo wir kamen und wohin wir gingen. Aber unsere Antworten befriedigten diese Menschen nicht. Söhnlich wurden wir aufgefordert, in die Stadt zurückzugehen. Das geschah. Wir wurden von den Banditen umringt und auf solche Weise in die Stadt zurückgeführt. Dort wollten sie die Bewohner fragen, ob wir „friedliche“ Menschen seien. Der erste Mann, dem wir begegneten, war ein Schuster, der am Eingange der Stadt in einem kleinen Häuschen wohnte. Dieser stand am Strohschneid und rauchte behaglich seine Pfeife. Er kannte uns sehr gut, und daher schaute er verwundert auf, als er sah, in welcher Begleitung wir uns ihm näherten. Von den Notizen wurde er dann genau befragt, wer wir seien. Nachdem der alte Schuster hoch beteuert hatte, daß wir beide uns in keiner Weise in den politischen Kämpfen betätigt hätten, wurden wir von der Haft befreit mit dem Rate, daß ich die blauen Knöpfe an meiner Studentenuniform entfernen sollte, denn dieselben könnten mir den Tod bringen. (Es war nämlich allbekannt, daß die Studenten unserer Lehranstalt gegen die Rote Armee kämpften.) Ich befolgte den Rat der Banditen sofort und riß alle Knöpfe von meinem Ueberrock ab.

Wieder an einer schrecklichen Erfahrung des Tages reicher geworden, setzten wir, erloscht und juristisch, unsere Flucht fort. Erst als wir uns unserem Ziele, dem bekannten Bauernhofe näherten, atmeten wir erleichtert auf. Was mit unseren Eltern dabei vorging, wußten wir nicht. Erst spät am Abend trafen diese alle bei uns ein. Sie hatten unser Haus nicht vor der Dunkelheit verlassen können, denn sie befürchteten, während der Flucht gesehen und verhaftet zu werden. — Weil wir schon die letzte Nacht schlaflos und in grenzenloser Angst zugebracht hatten, schliefen wir hier am abgelegenen Orte fest unter der Obhut des treuen stolzen Bauern.

Am nächsten Morgen, schon in aller Frühe, hörten wir, wie in der Richtung unserer Stadt aus Kanonen, Maschinen-Gewehren und Pistolen geschossen wurde. Daraus schlossen wir, daß dortselbst noch viel vorgehe. — Erst am dritten Tage (am 23. Januar) hatte die Schießerei nachgelassen und gegen Mittag wagten wir es, den Heimweg anzutreten.

Wieder dahin.

In unserem Hause, welches drei unserer Arbeiter während unserer Anwesenheit bewacht hatten, hatte sich nichts Wesentliches zugezogen. Unsere Stadt entbehrte in jenen Tagen vollständig jeglicher Regierungsmacht. Die frühere Polizeibehörde war verschwunden; sie war teilweise ermordet und teilweise geflohen. Also jeglicher Recht oder jegliches Verbrechen blieb damals ungestraft. Kurz vor Mittag, als wir eine sorgliche Mahlzeit einnehmen wollten, erschienen unerwartet mein Onkel und ein Bekannter aus Millerowo, etwa 50 Werst von uns entfernt. Als sie uns alle am Tische versammelt sahen, ließen sie lächelnd in der Türe stehen. Erst als wir sie zum Reden aufzuforderten, sagten sie kurz: „Seid ihr noch alle am Leben?“ Es stellte sich dann heraus, daß diese zwei Personen gekommen waren, um unsere Leichname zu bergen. Zu ihnen war die Nachricht von unser aller Tod gelangt. Daher wunderten sie sich so sehr, daß wir alle noch am Leben seien. Sie rieten uns, den Ort sofort wieder zu verlassen, um unsere Leben in Sicherheit zu bringen. Wir wurden uns dahin einig, daß Abram und ich wieder zuerst fliehen sollten, und zwar wollten wir mit den beiden Bekannten per Bahn die Reise nach Millerowo mitmachen. Die Eltern, sowie die übrigen Geschwister, wollten dieselbe Strecke mit Pferden zurücklegen.

Die zweite Flucht und die deutsche Besatzung.

Es dauerte fast bis gegen Abend, ehe es uns gelang, mit einem Drahtzuge abzufahren. Spät am Abend kamen wir in Millerowo an und wurden im Hause unseres Onkels aufgenommen. Hier schliefen wir uns mehr sicher, aber für das Leben der Zurückgebliebenen zitterten wir. Die ganze Zeit konnte ich mich nicht beruhigen, bis die übrigen Mitglieder unserer Familie am zweiten Tage unbeschädigt mit dem Fuhrwerk in Millerowo ankamen. Sie erzählten, daß sie nur durch Um- und Schleichwege die Reise machen konnten.

Wir verweilten in Millerowo zwei Wochen. Inzwischen hatte der Bürgerkrieg sich zu einer regelrechten Front gebildet. Die Volkswachen, deren Hauptstich die große Stadt Moskau war, wo der Bürgerkrieg seinen eigentlichen Anfang nahm, verführten ihre Macht gewaltmächtig und auf dem Wege von dort aus über ganz Russland auszudehnen. Im Herbst 1917 war mit Deutschland der sogenannte „Brest-Litovsker Frieden“ geschlossen. Auf Grund dieses Friedens-Vertrages durfte das deutsche Militär die Ukraine und das Dongebiet zeitweilig besetzen.

Nachdem wir am 8. Februar von unserer Flucht aus Millerowo zurückgekehrt waren, blieb es beständig sehr unruhig. Obwohl die Volkswachen die Ueberhand im Kampfe behalten hatten, bildeten sich überall konterrevolutionäre Banden, die gegen die Roten kämpften. Besonders die böhmischen Stofaken fühlten sich garnicht wohl unter der Regierung der Sowjets. Das frühere Polizeiamt war durch ein Revolutionskomitee ersetzt worden, das bedeutend mehr Macht zu besitzen schien, als früher das zaristische Ortsamt.

Doch mit der Zeit hörten wir, daß eine starke Armee von Weizen kam und im Kampfe mit den Volkswachen Sieg auf Sieg erringte. Wer es war, wußten wir nicht; denn Zeitungen gab es in jener Zeit gar keine. Auch der Postverkehr war vollständig unterbrochen. Diese siegreiche unbekanntete Armee, welche mit jedem Tage näher kam, wurde im Volksmunde nur als „Dajdomaf-Armee“ benannt. Die Volkswachen flohen wie rappende Schen hörten wir, daß Millerowo von den „Dajdomafen“ eingenommen sei, und am darauffolgenden Tage, am Karfreitag 1918, rückte deutsches Militär in unsere Stadt ein. Jänen hatten sich Ukrainer, Stofaken und Böhmen angeschlossen, weshalb man (vonseiten der Volkswachen) solange im Unklaren war, wer eigentlich ihre Feinde waren.

Ruhig und energisch verführten die deutschen Soldaten unter der Führung ihrer Offiziere Ordnung im bürgerlichen Leben einzuführen. Sie waren ehrlich und liebevoll — aber streng. Zuerst war die Bevölkerung sehr furchtsam, denn die Kege gegen die Deutschen während des Krieges hatte es ihnen angetan. Mit der Zeit aber erkannten sie alle die Tugenden der Peter und gewannen das deutsche Militär sehr lieb. Erst im Spätkommer verließ uns die Besatzung wieder und zog ins Heimatland zurück.

Während der Besetzung des Südens Russlands hatte sich eine große „Freiwillige Armee“ unter der Leitung des Generals Demits zum Kampf gegen die Rote Armee organisiert. Sie beherrschte das ganze Territorium, welches ihnen von den abgezogenen Deutschen überlassen worden war. Doch sobald die Volkswachen erfuhren, daß die „Renny“ (Deutschen) abgezogen waren, verdoppelten sie ihre Kräfte und stürmten auf die „Freiwilligen Armee“. — Diese aber kämpften hart für Ehre und Vaterland.

Die dritte Flucht.

Längere Zeit kämpften die beiden Armeen eines Landes und weder die eine noch die andere hatte Erfolge noch Verlust. Dann aber drangen die Volkswachen mit einmal so heftig vor, daß sich die Freiwillige Armee zurückziehen mußte und seitdem keinen Fortschritt machte. Zuerst langsam, dann schneller näherte sich die Front des blutigen Bürgerkrieges wieder unserer Stadt. Wieder mußten wir an eine Flucht denken. Dieses Mal aber woll-

ten wir die zurückziehenden Weissen begleiten so weit sie ziehen würden; denn wir wußten, daß wir als Deutsche von den Volkswachen gehaßt wurden, weil wir das deutsche Militär so freundlich aufgenommen hatten.

Am 4. Februar 1919, als schon die nächste Eisenbahnstation in nordlicher Richtung von den Volkswachen eingenommen war, hatten wir einige Waggon mit verschiedenem Eigentum geladen und verließen zum dritten Mal bedrückten Herzens unsere Heimat, wobei wir flüchten sollten, wußten wir nicht. Es ging nach Süden, fort von der beständigen Gefahr des Todes, die eine Front immer mit sich bringt. In unserm Zuge waren etwa 10 Waggon mit Flüchtlingen, welche ebenfalls ein unbestimmtes Ziel hatten.

Als wir etwa 100 Werst gefahren waren, wurden unsere Waggon auf einer kleinen Station, „Mhaj“ genannt, auf das Rebengeleise gebracht und dem eigenen Schicksale überlassen. Es soll das aber nicht heißen, daß wir in Gefahr waren. Nein, 100 Werst von der Front entfernt konnten wir abwarten, bis die Volkswachen zurückgeblieben oder auf eine bestimmte Entfernung näher gerückt waren. Es geschah wieder dieses noch jenes. Denn genau 22 Werst an dieser Stelle unserer Stadt Gubokofaja befand sich ein verhältnismäßig breiter Fluß. Bis zu diesem Fluße hatte sich die Weiße Armee zurückdrängen lassen; dann aber verschlangen sie sich an diesem Ufer und hielten ihre Feinde auf. An diesem Fluße, der nahe der Stadt Kamenskoja vorbeifließt, wo ich früher niederte, hielt sich die Front fast den ganzen Sommer. Weder der einen noch der anderen Armee gelang es, den Fluß zu überqueren und die Zäune zu graben des Feindes zu führen.

Wir aber warteten in Affaj vergebens auf einen Sieg der Armee, denn wir wollten so gerne in unsere Heimat zurück.

So vergingen Tage und Wochen; ja Monate brachten keine Veränderung mit sich. Deshalb entschlossen wir uns, weiter nach dem Süden zu fahren, um in einer größeren Stadt ein Hauschen zu mieten und dort abzuwarten, bis wir wieder nach Gubokofaja ziehen durften. Für unsern weiteren Aufenthaltsort wählten wir die Stadt Nejsk am Kowischen Meer, welche Mariopol am anderen Ufer des Meeres gegenüber liegt. Dort ließen wir uns nahe am rauschenden Meere in einer kleinen, bescheidenen Hütte nieder.

Trotzdem wir uns auf solche Weise als Flüchtlinge in der Fremde herumtreiben mußten, durften wir in keiner Hinsicht klagen, daß es uns schlecht ging; wir hatten noch immer genug zu essen u. waren auch noch alle gesund. Die frische Meeresluft tat uns allen wohl, — aber die Sehnsucht nach der Heimat nagte trotzdem an der Seele eines jeden von uns.

(Fortsetzung folgt.)

Freiwillige von der Zimmerwäh-
renden Hilfe Maria.
 Bisher eingegangen \$382.05
 Ein Leber, Primo 5.00
 387.05

Freiwillige zu Ehren d. hl. Bruno
zum Andenken an Abt Bruno.
 Bisher eingegangen \$132.15

Für einen guten Zweck, von
M. Ebner 81.00

Schiffskarten

von Hamburg nach Canada

Ihre Verwandten und Freunde in Deutschland, die zu Ihnen kommen wollen, sollten VORAUSBEZAHLTE HAPAG-FAHRKARTEN haben, um prompter Beförderung und der Unterstützung unserer europäischen Organisation sicher zu sein. Regelmässige Abfahrten von Hamburg nach Halifax.

New York — Europadienst
 Regelmässige Abfahrten von New York nach Hamburg via Cherbourg, Southampton und Queenstown.

HAPAG-GELDÜBERWEISUNGEN:
 Schnell, billig und sicher
 (Auskunft bei Ihrem lokalen Agenten oder)

HAMBURG-AMERIKA LINIE

274 MAIN STREET, WINNIPEG, MAN.
 614 St. James Street, W. MONTREAL. Adams Building EDMONTON, ALTA.

Jede Anzeige im

St. Peter's Bote

erreicht Tausende von Lesern.

Wenn Sie etwas verkaufen oder kaufen wollen, Arbeiter oder Arbeit suchen — lassen Sie es im „St. Peter's Bote“ anzeigen und Sie werden gute Erfolge erzielen.

Ebenfalls wird Druckarbeit aller Art: Briefbogen, Kuverte, Reklamen und Bäcklein, Disten- und andere Karten und Sonstiges prompt und für mäßige Preise geliefert von

St. Peter's Press

Muenster Sask.



Vollverein deutsch-canadischer Katholiken

St. Peter, O. M. L., Generalsekretär, Regina, Sask. 1000 Scott St. St. Peter, O. M. L., Generalsekretär, Regina, Sask. 1000 Scott St.

St. Peters-Kolonie.

Münster. — Während der Weihnachtsferien besuchte der Hochw. P. Mathias, der auf der katholischen Universität von Washington, D. C., den Studien obliegt, einige östliche gelegene Städte, darunter auch Baltimore in Maryland. Dort befand sich im Mutterhause von Notre Dame die Schwester Romana Gerlach, seine Großmutter, die Schwester seiner Großmutter von väterlicher Seite. Dieselbe war im Jahre 1834 in O. bermarsburg in Westfalen geboren. Im Jahre 1852 wanderte sie mit ihrem Bruder Georg Gerlach, ihrer Schwester und ihrem Schwager Bernhard Michel, welcher letzterer der Großvater des Vater Mathias war, nach Amerika aus. Die Seereise in einem Segelschiffe dauerte sechs Wochen. Im Januar 1859 trat sie in den Orden der Schulschwester von Notre Dame und war seitdem an verschiedenen Orten von Maryland, Pennsylvania und New York tätig, bis sie sich ihres hohen Alters wegen in der Ruhestand begeben mußte. Sie war seit längerer Zeit die älteste Schwester Mathias in der Welt. P. Mathias hatte von seinem Vater wohl öfters von Schwester Romana gehört, hatte sie aber vor dem 3. Januar 1929 niemals gesehen. Er war aber von diesen Besuche kaum nach Washington zurückgekehrt, als er nach Baltimore zurückgerufen wurde, um Schwester Romana zu begraben. Sie starb am 12. Januar in ihrem 95. Lebensjahre und wurde am 14. Januar begraben. Davon hatte sie 70 Jahre als arme, demütige und arbeitsame Schwester im Orden verbracht.

P. Mathias wunderte sich, daß die Welt so klein geworden ist. Nebertall, wohin er kommt, begegnet er Verwandten oder Leuten, die mit seinen Verwandten befreundet oder mit seinen Bekannten verwandt oder befreundet sind. Beim Leidenesgangnis der Schwester Romana, B. das etwa 16 Meilen außerhalb Baltimore stattfand, traf er eine andere Notre Dame-Schwester, welche eine Nichte des Herrn Johann Ramer von Münster Sask., ist. Bei einer anderen Gelegenheit begegnete er dem Hochw. Albert L. Dager, Erzbischof von Santa Fe in New Mexiko, dem Bruder des Herrn Kaiser Dager von Münster, Sask., der sich lange mit ihm unterhielt. Ja, die Welt ist klein geworden — oder vielmehr, sie war niemals groß. Nur hat es den kleinen Menschen so viele Jahretausende genommen, bis er etwas näher mit ihr bekannt geworden ist und bis es ihm gelang, Fahrzeuge zu bauen, mit denen er etwas schneller vorankommt. Sogar heute gibt es noch große Länder, die der Mensch noch kaum entdeckt hat. Und noch gründlicher Kenntnis der Welt ist noch lauge keine Rede.

In Anbetracht der Tatsache daß überall im Lande die Influenza herrscht und hier und dort auch ein Opfer fordert, wenn sie auch sowohl der Häufigkeit als auch der Heftigkeit nach sich mit der Epidemie von 1918 nicht vergleichen läßt, sind bisher Kloster und Kollegium von St. Peter recht glücklich davon gekommen. Einer der Studenten jedoch, Fred Bedener, ein Sohn des Herrn Fred Bedener von Ludmorth, liegt schwer krank mit Lungenentzündung darnieder. Er wohnt bei Herrn Johann Ramer in Münster und besuchte bis zu seiner Krankheit dort aus jedem Tag das Kollegium. Alle Lehrer und Freunde werden um andächtiges Gebet für den kranken Studenten gebeten.

Sumboldt. — Dienstag, abends den 22. Januar, fand die formelle Eröffnung der Halle der Knights of Columbus mit einer großen Festlichkeit statt. Da das Council von Sumboldt in allen Barreien der St. Peters-Kolonie Mitglieder zählt und das Wetter, obgleich kalt, so doch sehr schön war, fanden viele auswärtige „Mitter“ ihren Weg nach Sumboldt. Außerdem war für diese Gelegenheit eine allgemeine Einladung an alle Freunde von nah und ferne

Vorstandsversammlung der Katholischen Einwanderungs-Fürsorge-Gesellschaft.

(Catholic Immigrants' Aid Society of Western Canada.)

Diese Versammlung fand im Fort Garry Hotel in Winnipeg am 16. Januar 1929 statt. Vertreten waren folgende Herren: 1) der Hochw. Herr Bischof Prud'homme von Prince Albert und Saskatoon in seiner Eigenschaft als Ehrenpräsident der Gesellschaft; 2) Hochw. Pater Zimmer von Edessa, Sask., Präsident; 3) Herr R. A. Lange, Paterford, Sask., Vizepräsident; 4) Hochw. Pater Hilland, O. M. L., Regina, Sekretär; 5) Hochw. Pater Marcellus Mayer, O. S. A., Engelfeld, Sask.; 6) Herr Franke, Geschäftsführer.

Der Versammlung wurde zuerst ein ausführlicher Bericht vorgelegt über die bisherige Tätigkeit der neuen Gesellschaft, sowie über alle Schritte, die getan worden sind, um die neue Organisation auf festen Boden zu stellen und den Gegebenheiten des Landes, besonders den Einwanderungsverordnungen, anzupassen. Der Bericht fand allgemeine Zustimmung und Anerkennung.

Es wurde der Versammlung die Dominion Charter, wodurch die neue Gesellschaft staatlich für die ganze Dominion anerkannt wird, vorgelegt und einstimmig angenommen. Der Hochw. Herr Bischof Prud'homme wurde beauftragt, im Namen der neuen Gesellschaft eine Reise nach Europa zu machen, um die Hilfe drüben bei den kirchlichen und weltlichen Behörden offiziell einzuführen und Vertreter für dieselbe aufzusuchen.

Ein Brief des Hochw. Herrn Pfarrers Karl Fischer, eines Vertreters des St. Raphaelvereins in Bremen, kam zur Berlesung, in welchem die Gründung der neuen Gesellschaft sehr begrüßt wird, da sie einem drüben lange gefühlten Bedürfnis entspräche.

Herr L. Kramer von dem Immigration Department der Regierung war im Auftrage des Herrn Th. Gellen, Commissioner of Immigration, erschienen, um der neuen Gesellschaft die Einwanderungsgeleite zu erklären und ihr recht praktische Ratschläge zu geben, damit sie ihre Einwanderer-Fürsorge in jeder Hinsicht innerhalb des Rahmens der Einwanderungsgeleite und Bestimmungen betreiben könne. Die Gesellschaft ist Herrn Th. Gellen und Herrn L. Kramer besonders dankbar für diese praktischen Ratschläge.

Die Versammlung beschäftigte sich in besonderer Weise mit der in den letzten Tagen von der Regierung herausgegebenen Bestimmung bezüglich Einschränkung von Einzel-Einwanderern aus nicht bevorzugten Ländern. Die Zahl dieser Klasse von Einwanderern wurde auf ein Drittel der im letzten Jahre erlaubten Zahl beschränkt.

Es fallen nicht unter diese Bestimmung a) Einzel-Einwanderer aus den sogenannten bevorzugten Ländern; b) Einwanderer aus allen Ländern, die mit Familien kommen. Die Gesellschaft wird sich deshalb mehr mit der Unterbringung von Familien zu befassen haben. Sie rat deshalb an, mittellose Familien auf freien Heimstätten, die durch dieses Jahr zu bauen neuen Einzelbauern mehr zugänglich gemacht werden, anzusiedeln und nach Straßen dafür zu sorgen, daß den Männern und erwachsenen Kindern Arbeit und Verdienst in der näheren Umgebung solcher Heimstätten verschafft werde.

Von ledigen Einwanderern aus nicht bevorzugten Ländern mit der Gesellschaft nach Ströten 350 betreuen. Ferner also, die deutsche katholische Farmarbeiter für dieses Jahr benötigen, mögen sich baldigst an Herrn C. Franke, Room 100, C. R. H. Station, Winnipeg, wenden. Katholische Farmer, welche vielleicht ganze Familien auf ihrem Lande zur Arbeit unterbringen können, mögen sich ebenfalls diesbezüglich an Herrn C. Franke wenden.

Sollten Familien herbeikommen, die Geld zum Landbau mitbringen, so wird die Gesellschaft solche an bereits bestehende deutsche katholische Ansiedlungen verweisen, wo sie beschützende Glaubensgenossen und Kirchen vorfinden. Es war auch der Wunsch der Gesellschaft, daß Schritte getan werden sollten, solche Länder als bevorzugte Länder staatlich anerkannt zu bekommen, die starke deutsche Bevölkerung haben, vor allem Oesterreich.

Zeit der Revolution ist die Lebensfreudigkeit, die vielleicht im Volke noch übrig geblieben war, gänzlich verschwunden. Aber Canada mit seinen langen und ununterbrochenen Wintern, mit seiner unermesslichen tiefen Temperatur, die kein Auskommen zuläßt, ist das Land des Winterportes. Ueberall nimmt alt und jung, groß und klein — Männer und Frauen — in irgendeiner Weise daran Anteil. In größeren Blättern werden Wettspiele veranstaltet, sogenannte Wonspiels, die immer weitere Formen annehmen, jedoch nach und nach die besten Spieler einer Provinz und zuletzt die besten Spieler des ganzen Landes gegen einander stehen. Und wer kann, der geht und sieht sich diese Spiele an. Wer aber nicht gehen kann, der hört sich das Spiel über dem Radio an oder liest die Einzelheiten in der Zeitung nach. In Canada ist es auch im Winter schon.

Münster. — Mit einer Unterbrechung von drei Tagen, — vom Sonntag bis Montag — an denen die höchste Temperatur über dem Nullpunkt stand, war diese Woche sehr heiß. Den höchsten Rekord hält in diesem Winter bis jetzt der 16. Januar mit 43 Grad unter Null, ihm zunächst ist der 22. Jan. mit 39 Grad. Am vergangenen Montag kurz vor 7 Uhr morgens brach plötzlich ein regelrechter Blizzard über uns herein, ein heftiger Sturm mit Schneegestöber. Doch es war nur eine vorübergehende Wolke. In einer halben Stunde war alles vorbei, der Blizzard entlud sich anderswo.

Dankagung. Wir wünschen all unsern Freunden zu danken für die uns zurzeit unseres künftigen traurigen Verlustes erwiesene Freundschaft. Wir schätzen die Blumenpenden sehr hoch. Mr. & Mrs. R. A. Ryan, Lake Lenore.

baut hat. Er ruht zu Füßen des Kirchhofes, das er selbst errichtet hat. Er ruht inmitten seiner Pfarrkinder, die ihm in die Ewigkeit vorausgegangen sind. Er ruhe in Frieden! P. Palm ist im Herbst 1908 nach Canada gekommen. Seine Eltern lebten ihm zuerst nach Süd Dakota, wo er die vielen deutschen Kolonien (Fortsetzung auf Seite 8.)

Mehl

(Neue Preise.)
Lalor's Royal Doublefold \$1.00
Lalor's Rolled Oats, 20 Pk. 95
Superior Mehl 3.75
Prairie Mehl 3.25
Whole Wheat Flour 3.00
Wheat 1.40
(Spezieller Preis für Quinnoten.)
No. 1, 2 und 3 Weizen wird auf Mehl oder Futter eingetauscht, oder des Farmers eigenes Getreide wird gemahlen zu 25c. per Bushel, indem er das Mehl, die Mele und Shorts von seinem eigenen Getreide erhält.

McNAB FLOUR MILLS Limited HUMBOLDT

Junge Huchner — Canada's Leghuchner, garantiert lebendig zu 100%. Brut-Zertifikate werden mitgesandt mit jungen Huchnern, dass sie von gepufften, trap-netted Loghorns, Barred Rocks, Reds,

Zusfen von Süßfrüchten.

Die Universität von Saskatchewan ist dieses Jahr wieder bereit, den Kandidaten zur Aufnahme zur Behandlung von Sweet Clover Samen, Alfalfa und anderen Süßfrüchten. Da die Kulturen sich nicht länger als etwa zehn Tage nach dem Verland halten und da es Zeit nimmt, sie zu bereiten, sollten Bestellungen zeitig vorher gemacht werden, ehe der Anstift abgedruckt wird. Jeder Bewerber soll den Tag des Verlandes bestimmen. Die Maße, welche genug Anstift enthält, mit damit einen Puschel Samen zu behandeln, kostet 40 Cents und muß voranzubestellen werden. Bestellungsformulare und irgendwelche Auskunft wird erteilt von Geschäftsführer (Business Manager), Universität of Saskatchewan, Saskatoon.

J. D. Auld, Deputy Minister of Agriculture.

Sumboldts ältester Rezept-Apotheker.
Emil's Deutsche Apotheke
Erlebigung brieflicher Bestellungen.
Wir geben die schnellste mögliche Bedienung, wenn unter Umständen briefliche Bestellungen machen. — Der Emil erledigt alle brieflichen Bestellungen selbst und garantiert, daß dieselben die selbe Aufmerksamkeit zugewendet wird, als wenn Sie persönlich erscheinen würden.
Sumboldts ältester Rezept-Apotheker
Emil L. Gasser
14 jährige Erfahrung als Mediziner verarbeitender Chemiker.
Tausende von Personen haben uns die Ausstellung ihrer Rezepte anvertraut. Warum sollten Sie uns nicht dasselbe Vertrauen schenken? Sorgfältige und persönliche Aufmerksamkeit wird allen Präskriptionen zugewendet. Eruchen Sie Ihren Arzt, damit er das nächste Rezept für Sie an Emil's Apotheke telephoniere, wo Sie mit Gewißheit auf Pünktlichkeit und gute Ware rechnen können.
Telephon No. 216, Main Straße, Sumboldt, Sask.

Spezialofferten unter den Wärmungs-Waren.

Damen Winterdecke \$14.95
Nicht zwei „Reble-point“ Damenröcke feiner Güte mit schönem „Fitch“ Pelztragen und „Cuffs“, mit schwerem, feinem Kreppe-Gewebe gefüttert und barthaar wischengestärkt. Regal. Preis \$26.00. Wärmungspreis \$14.95
Vorben blau und braun.

Damen-Windbrecher \$2.95
Ganz weiche, mattenhaare Windbrecher für Damen aus dem feinsten erhaltlichen Garn anbricht. Regal. Preis \$7.50 und \$8.50. Wärmungspreis 2.95

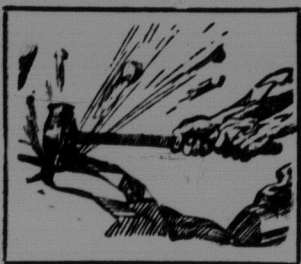
Männer-Kombinationen \$1.59
Geringe Damen-Kombinationen, garantiert, daß sie nicht einschrammen. Sehr bequem u. warm in diesem kalten Wetter. Wärmungspreis per Kleid 1.59

Männer-Windbrecher \$3.48
Ganz weiche Windbrecher better Qualität, mit gerippten weichen „Bottoms“ verfertigt und mit Knopfmanschetten. Ein idealer Kleid für kaltes Wetter. Wärmungspreis 3.48

Knaben-Sweaters, Spezialpreis 95c
Schwere, gerippte Knaben-Sweater, Knopfmantel und Windbrecher-Röcke. Das ist eine wunderbare Offerte, die Sie nicht verpassen sollten. Größen 24 bis 34. Spezialpreis .95

Bruser's

WHERE EVERYBODY GOES
Humboldt, Sask.



Sprüh-Funken

Die Demut ist eine Perle, aus der Tiefe des Meeres in kleiner Muschel geborgen; die Liebe ist ein Diamant, der farbig seine Strahlen auswirft; die guten Werke sind Gold, mehr wert als anderes Metall, aber weniger als Diamant und Perle. Das ist nun des wahren Christen großer Reichtum, der auf Erden verborgen wird, wie man auf einer gefährlichen Reise Kostbarkeiten verliert, womit man aber im Festland des Himmels prangt: Diamant, Perlen und Gold. Alban Stolz.

Die größten Schmiedler haben oft gar keinen Blick für das wahrhaft Gute im Menschen. M. Herbert.

Der Schmerz ist ein heiliger Engel, und durch ihn sind Menschen großer geworden als durch alle Freuden der Welt. A. Stifter.

Kein Schurke ist so dumm, daß er nicht einen Grund für seine Niederträchtigkeiten fände. Th. Körner.

Erst an unserer eigenen Schwäche lernen wir die Welt kennen. M. Herbert.

Die beste Rede ist oft das Schweigen. F. W. Weber.

Nichts macht den Geist so empfänglich für schöne und große Ideen als die Kultur der Seele durch die Religion. Ida Gräfin Sahn - Sahn.

Ob du dich selber erkennst? Du tust es sicher sobald du mehr Gebreden an dir als an den andern entdeckst. F. Sebber.

Wenn ein Mensch ohne Not von seiner Pflichten und Redlichkeit spricht, so ist er gewiß in der Beziehung schon namhaft angedacht worden. Alban Stolz.

Wer auch Erlaubtes sich verlaßt, gelernt hat, der hält sich weislich vom Unerlaubten fern. St. Gregor der Große.

Nur der ganz dumme und ganz oberflächliche Mensch ist immer zufrieden mit sich selbst. F. Nettinger.

Wer eine Zeitlang Skandal erregt, glaube nicht, daß er die Welt bewegt. F. v. Sallet.

Jede neuerlernte Sprache öffnet ein gewaltiges Tor zu neuem Wissen und Genießen. M. Herbert.

Je heiligmäßiger ein Christ geworden ist, desto mehr hört das Sterben auf, schrecklich zu sein; es wird für ihn ein schnellichsamer, freudiger Übergang in eine selige Ruhe und in eine schönere Welt. Alban Stolz.

Wer sich selbst lobt, außer durch die Tat, verdient seine Tat durch sein Selbstlob. Schopenhauer.

Die Sünde, ein großer Mann zu werden, macht mancher zum kleinen Mann auf Erden. F. Sebber.

Jeder Streit entwirrt entweder aus Selbstsucht oder Neid oder Eitelkeit. St. Chrysostomus.

Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden weiß und am fremden Genuß sich wie am eignen zu freuen. Goethe.

Auf der Erde ein Wolfenbottchen, fährt dahin das Menschenleben: Zitter! In des Lebens Mitte sind vom Tode wir umgeben. F. W. Weber.

Die Toren werden nimmer alle. Die den Köder seh'n und nicht die Falle. A. Schupp.

Aus Lumpen Branntwein zu bereiten, ward erst erdacht in unsern Zeiten. Dagegen ward es längst erdacht. Wie man aus Branntwein Lumpen macht. P. Call Morel.

Reiseeindrücke und Luftfahrt.

Von P. Peter, D. E. S.

(Fortsetzung)

Auf dem Lande wird heutzutage beim Bebauen der Felder viel mehr Kunsthünger verwendet als früher, wodurch der Ertrag vielfach um Doppelte steigt. Deshalb sind die Scheunen der Landwirte fast überall zu klein. Sie können die Menge des ungedroschenen Getreides nicht mehr fassen. Infolgedessen muß mitten in der Erntezeit gedroschen werden, um wieder Platz in der Scheune zu machen. In Bayern dreht man nicht auf dem Felde, wie hier in Amerika. So hat sich auch die Arbeit auf einer deutschen Farm verdoppelt, die Landwirte sind schon vor Sonnenaufgang auf dem Felde und müssen die Arbeit bis weit nach Sonnenuntergang ausdehnen. Wieder und wieder habe ich es gesehen, wie die Farmerfamilien erst abends um 9-15 Uhr um 1/10 oder gar erst um 10 Uhr ihr fargliches Abendmahl einnahmen. Auf meine Frage, warum sie gar so lange arbeiten, wurde mir die Antwort: „Sonst kommen wir nicht zurecht, sonst können wir unsere Steuern und Schulden nicht bezahlen.“ Ganz Deutschland hatte dieses Jahr eine frühe und reichliche Roggenernte, das Hauptgetreide, das dortselbst gebaut wird. In der Oberpfalz sind die Landwirte durchweg Kleinrentner und ihre Felder betreiben meistens aus kleinen Streifen. Daher sieht man nur wenige landwirtschaftliche Maschinen. Doch ist seit den letzten 20 bis 30 Jahren auch hier ein kleiner Fortschritt zu verzeichnen. Manche benutzen einen Motor (Gasolin-Engine) zum Dreschen und Getreidefähen, was früher nicht der Fall war. Vieles wird noch mit Ochsen gefahrt. Während hierzulande fast jeder Farmer sein Automobil besitzt, kann der deutsche Landwirt es in der Regel nicht erschwingen einen Kraftwagen zu kaufen oder zu unterhalten. Nur Geschäftsleute in den Städten und größeren Ortschaften oder reiche Gutsbesitzer können sich diesen Luxus erlauben. Die Zahl der Autos ist also in Amerika verhältnismäßig viel größer als in Deutschland.

Der Eisenbahndienst, der in Deutschland von viel mehr Beamten bedient wird, als wir dies in Amerika für notwendig halten, ist wohl dort pünktlicher und schneller, doch ereigneten sich während der Dauer meines Besuchs gerade in Bayern, drei schwere Eisenbahnunglücke, in denen eine größere Anzahl Passagiere ihr Leben verloren.

Trotz der allgemeinen Notlage konnte auch in Deutschland so manche Mark geparkt werden. Ich habe z. B. gesehen, daß die Bierlokale überall ziemlich stark frequentiert werden. Das kostet aber Geld. Freilich sind es viele Fremde, die denselben zupredigen, aber doch auch viele Einheimische. Zum Teil mag es auch wahr sein, daß so manche wegen des Verlustes ihrer Erparnisse zur Zeit der Inflation die Lust zum Geldharen verloren haben. Auch darf nicht übersehen werden, daß sehr viele ärmere Leute bei ihrer langen u. harten Arbeit kaum ein anderes Vergnügen haben, als daß sie sich hier und da hinter einem Glas Bier mit ihren Nachbarn gemütlich unterhalten u. so d. Bedürfnis nach Geselligkeit befriedigen. Hebrigens ist mein Bruder u. ich nur das deutsche Nationalgetränk nicht mehr so gut zu schmecken, wie dies früher der Fall war.

Mitgefällt mir, daß die Leute in Deutschland gerne am Sonntag frechtliche Arbeiten verrichten, wenn sie auch nur den leichtesten Vorwand dazu finden. Dies ist wohl eine Hinterlassenschaft des Krieges, da die Kirche damals wegen Mangel an männlichen Arbeitskräften die weitgehenden Zugeständnisse machte. Aber das zeigt, wie leicht sich Mißbräuche sogar bei einem sonst durch und durch katholischen Volke einschleichen können. — Fast gestohlen hätte ich mich an einer anderen Neuerung, nämlich daß Katholiken, wenn sie auf Reisen sind oder in einer Wirtschaft speisen, an Freitagen ohne Gewissensbisse Fleisch essen. Als ich darüber einmal eine Bemerkung fallen ließ, wurde mir mitgeteilt, daß die Kirche dies in Deutschland erlaube. Diese Milderung des Fast- und Abstinenzgebotes ist wohl auch eine üble Folge des Krieges.

Rehren wir jetzt zurück zu unserer Reisebeschreibung. Durch die Uebersicht zu diesem Artikel habe ich dem Leser ja auch meine Erfahrungen im Luftschiffe in Aussicht gestellt. Vorher will ich jedoch noch kurz die Reise nach Salzburg, Österreich, beschreiben.

Am 21. August trat ich die Bahnfahrt nach Teggenhof an. Mein Koffer, Billy Moser, ein sehr kundiger Führer, begleitete mich. Am Nachmittage trafen wir dortselbst ein. Im Himmelreich, einem schönen, großen Bauernhof, hochgelegenen auf einem Berg, zu dem der Aufstieg anstrengend und beschwerlich war, fehrten wir ein. Dies ist der Geburtsort des Hochm. Joseph Steinbauer, Episcopus von Kirchen-demenreuth. Im strömenden Regen fuhr uns nach längerem Aufenthalt der Bruder des genannten Hochm. Herrn im Wagen nach dem etwa 2 Meilen entfernten Metten, nach dem dortigen berühmten Benediktinerkloster, von dem aus vor nahezu 80 Jahren das erste Benediktinerkloster durch den Hochw. Erzbischof Bonifaz Wimmer nach Amerika verpflanzt wurde. Hier war es, wo im Jahre 790 — also vor mehr als 1100 Jahren — der hl. Alto wirkte und ein Benediktinerkloster gründete. Wie viel Segen ist im Laufe der Jahrhunderte von hier schon ausgegangen! Wie viele Priester verdanken ihre Ausbildung den braven Mönchen von Metten! Das Kloster, umgeben von einer Ortschaft mit etwa 1400 Einwohnern, ist ein ausgedehntes, so hoher Bau mit herrlicher Bibliothek (etwa 80,000 Bände) und imposanter Abteikirche. Der Abt empfing uns sehr liebevoll und zeigte uns persönlich das ganze Kloster u. die Bibliothek. Auf meinen Neffen machte einen besonderen Eindruck der Umstand, daß, als er am Morgen in der Abteikirche meiner hl. Messe beimohnte, noch sechs andere Priester zur gleichen Zeit die hl. Messe gelehrten.

Gerne wäre ich mehrere Tage bei den lieben Mitbrüdern in Metten verblieben, denn ich fühlte mich dort ganz heimlich. Doch die Zeit drängte, und so reisten wir nach dem Frühstüde weiter — nach Passau, Passau, eine Stadt von etwa 25,000 Einwohnern, unmittelbar an der Mündung des Inn und der Ilz in die Donau gelegen, hat mir außerordentlich gefallen. Schon 100 Jahre vor Christi Geburt hatten die Römer hier eine Festung angelegt, die sie Castra Batava nannten. Daher der Name Passau. Bereits im 8. Jahrhundert wurde Passau vom hl. Bonifaz als Bistum errichtet. Die Anfänge der St. Stephanus-Kirche, des jetzigen Domes, so wie der St. Severins-Kirche — der hl. Severin wirkte hier um d. Jahr 470 — datieren jedoch ins 5. Jahrhundert zurück. Der Dom, ein mächtiger Bau, besitzt große Verühntheit, da er die größte Orgel der Welt in sich birgt, die 17,000 Pfeifen enthält. Es war mir am 22. August vergönnt, dortselbst um 12 Uhr mittags dem Orgelkonzert bei-zuwohnen, das einen nachhaltigen Eindruck auf mich machte. Am Nachmittage besichtigte ich das Oberhaus (Festung) auf dem St. Georgsberg, etwa 375 Fuß über der Donau gelegen, im Jahre 1219 von Bischof Ulrich erbaut, wofür man von dem dortigen Aussichtsturm ein herrliches Bild von Stadt und Umgebung erhält. (Fortsetzung folgt.)

Christliche u. naturgemäße Familienführung

(Fortsetzung von Seite 3.)

Die Stütze dem Manne zu sein und nicht umgekehrt den Mann herabzuheben und zu entwerben durch die Verleumdungen gemeiner Sinnlichkeit. Das wäre Auswirkung ihrer ureigenen Seelenkultur, die eben ganz verschieden ist von der des Mannes und deshalb ebenso befähigt ist, ihn zu fesseln und zu heben, als ihn zu erniedrigen.

Die Frau lehre zurück zu ihrer ureigenen Domäne und überlasse die Geisteskultur den Männern. Trotz aller Strebsamkeit geistvoller Frauen war sie hier nie produktiv und wird es nie sein. In der Geisteskultur hat der Mann zu herrschen, und wenn er es nicht mehr tut, dann wäre es nur ein Zeichen, daß die Ecken den Prinzipen herabgezogen haben in ihren nassen Grund.

HEALTH SERVICE OF THE CANADIAN MEDICAL ASSOCIATION.

Sind wir heutzutage gesünder?

Viele sind geneigt, die Vergangenheit zu preisen, die Gegenwart zu verkleinern und die Zukunft zu bedauern — und deshalb glauben sie jetzt, daß wir uns in keiner Weise günstig mit vergangenen Geschlechtern vergleichen können. Und doch hat ein hervorragender englischer Gelehrter, der die Zustände in England beschrieb, sich in folgender Weise ausgesprochen: „Vor allem erregte sich eine wunderbare Aenderung in der Gesundheit der Menschen, für welche das Leben weiter, besser und länger und der Tod entfernter ist.“

Dieser Schluß wird bestätigt durch einen Vergleich der Zustände im Jahre 1838 mit denen von 1926. In England und Wales war im Jahre 1838 die allgemeine Todesrate 20 von 1000, im Jahre 1926 nur 11.6 von 1000. Das heißt, daß im Jahre 1926 für jedes Tausend der Bevölkerung über 10 Leute weniger starben als im Jahre 1838. In anderen Worten, in dieser Zeitperiode wurde die allgemeine Todesrate um die Hälfte verringert. In derselben Periode ist in London die Todesrate von Kindern unter 5 Jahren auf ungefähr ein Drittel von dem gesunken, was es war. Das Resultat davon ist, daß jetzt Kinder zur Zeit der Geburt Aussicht auf ein um 12 Jahre längeres Leben haben als früher.

Dies wird im allgemeinen nicht hoch genug eingeschätzt, und doch ist es nicht durch Zufall so gekommen. Es wurde herbeigeführt durch das Interesse der Regierung an dem Wohlbefinden des Volkes und dadurch, daß wir in diesen Jahren die Mittel erhielten, womit wir mehrere Krankheiten kontrollieren und die Gesundheit des menschlichen Geschlechtes fördern können.

Es ist eine Tatsache, daß wir heutzutage länger leben, weniger von Krankheiten leiden und ein größeres Maß von Gesundheit genießen, als es vorher je der Fall war. Aber, so bemerkenswert dieser Fortschritt auch gewesen ist, es bleibt noch viel zu tun übrig. Denn wir benötigen noch lange nicht alle uns zu Gebote stehenden Mittel, um Krankheit zu bekämpfen und Gesundheit zu fördern. Wir können mehr Jahre in Gesundheit verleben, wenn wir uns die notwendige Mühe kosten lassen, sie zu erlangen.

Du selbst!

Kürzlich wurde dir darauf aufmerksam gemacht, daß es Gebrauch ist, bei Beginn des Jahres in jedem Geschäfte Abrechnung zu halten, und daß es für jede Familie ein gutes Unternehmen wäre, eine genügende Zeit darauf zu verwenden, den Gesundheitszustand ihrer Mitglieder zu untersuchen.

Jetzt wollen wir zu unsern Lesern über sie selbst reden. Was wir zu sagen haben, ist für die Person gemeint, welche diesen Artikel liest, nicht für jemand anders in der Familie. Weist du, in welchem Zustand dein Körper ist? Bist du im vergangenen Jahre zu deinem Arzt gegangen, um deine Gesundheit untersuchen zu lassen? Oder bist du einer von denen, welche warten, bis sie krank sind, bevor sie an ihren Arzt denken? Wie viele von deinen Freunden sind im vergangenen Jahre gestorben, die bis kurze Zeit vor ihrer Krankheit dachten, es sei alles in Ordnung mit ihnen?

Wir wollen dir über dich selbst keine Sorgen machen. Aber du sollst begreifen, daß du nicht sagen kannst, es sei alles in Ordnung mit deinem Körper und mit den verschiedenen Teilen des Körpers, weil du dich eben wohl fühlst. Es ist auf und wünschenswert, daß du dich wohl fühlst. Aber wenn es dein Wunsch ist, daß du auch fernerhin und ohne Unterbrechung dich wohl fühlst, so sollst du dich untersuchen lassen und dich vergewissern, daß nicht vielleicht etwas sich entwickelt, das deinem Wohlbefinden zeitweise ein Ende macht.

Gehe zu deinem Arzte, nicht weil du krank bist, nicht weil du irgendeine versteckte Krankheit befürchtest, sondern weil du dich wohl fühlst und gesund zu bleiben wünschst. Um die Veränderungen zu entdecken, welche die ersten Anzeichen einer Krankheit sind, bedarf es der Kunst des Arztes und der Kenntnis, die durch jahrelange Erfahrung und Studium gewonnen wurde. Ge-

rade auf dieser ersten Stufe ist ärztliche Behandlung besonders wirksam und können gute Resultate erzielt werden. Aber eine solche Behandlung kann nicht gegeben werden, wenn der Arzt keine Gelegenheit hat, zu urteilen, ob sie notwendig sei oder nicht.

Halte dich an deinen Familienarzt in der Gesundheit, warte nicht, bis du als Patient in der Krankheit dich an ihn wenden mußt. Beginne das Jahr mit einer Untersuchung deiner Gesundheit. Dies ist die beste Versicherung für ein Jahr der Gesundheit und des Wohlbefindens.

„Questions concerning Health addressed to the Canadian Medical Association, 184 College Street, Toronto, will be answered. Questions as to Diagnosis and Treatment will not be answered.“

Der Spitteljörg

Aber schon stürzte die „Froschkrämerin“ aus dem Hause wie eine Furie. „Scharl, mein Scharl, wer tut dir was?“ schrie sie und wandte sich ganz talend zu dem kleinen Hans — „hörst du gleich auf, du Lausbub“, lästest du gleich meinen Scharl los!“ Aber Hans erschrak nicht. Er stellte den „Scharl“ mit einem raschen Aus zwischen sich und das zornige Weib und rief mit blühenden Augen ihr entgegen: „Der hat dem braven Spitteljörg einen Stein an den wehen Fuß geworfen, ich hab's gesehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Dr. J. H. Fleming, M.A.
Arzt und Chirurg.
Sprechzimmer in Dr. Herringers früherer Wohnung, gegenüber dem Arlington Hotel.
Telephon 154. Humboldt, Sask.

M. G. Hoerger
Arzt und Zahnarzt.
Office in Phillip's Block.
Office-Telephon 56. Wohnung 23. Humboldt, Sask.

Dr. G. F. Heidgeken
Zahnarzt.
Office: Zimmer 4 u. 5 im Windsor Hotel. — Telephon No. 101. Humboldt, Sask.

Joseph B. MacDonald, B.A.
Rechtsanwalt und Notar, Eid-Rom-nist. — Geld-Anleihen werden vermittelt.
Büro: Frühere Geschäftsstelle des G. J. Foil. Bruno, Sask.

Dr. DONALD McCALLUM
PHYSICIAN AND SURGEON
— WATSON, SASK. —

Dr. J. M. Ogilvie
Arzt und Zahnarzt.
Teleph.: Office 122; Wohnung 103. Main Street, — Humboldt, Sask.

Brigman's Herberei
früher Edmonton Tannery, Saskatoon. Sparete Geld, indem Ihr eigene Kinder u. Pferdehäute gerben laßt in welche warme Decken oder Feder. Wir verfertigen auch edle Buffalo Decken und Pelzröcke. Wir senden gerne die Preise frei.
Telephon 6063; 106 Ave. C North, Saskatoon, Sask.

Schlachte Gesundheit. „Meine Gesundheit war niemals sehr gut.“ schreibt Frau Urbain Lajoie aus Edmondston, S. C. „Doch während der letzten paar Jahre verschlimmerte sich mein Zustand; ich litt an Unterleibsbeschwerden, Verdauungsstörungen und hatte Ausschlag im Gesicht und an den Schultern. Jormi's Alpenkräuter ist ein Wunder. Eine Flasche dieser Medizin genigte, um eine vollständige Aenderung meines Befindens herbeizuführen. Meine Verdauung ist jetzt gut; ich fühle mich wohl, und der Ausschlag ist verschwunden.“ Diese unübertreffliche Kräutermedizin baut die Gesundheit auf; sie führt einen vollständigen Stoffwechsel im Körper herbei. Ihre Wirkung auf die Verdauungs- und Ausscheidungsorgane ist einfach wunderbar. Alpenkräuter wird direkt geliefert, nicht durch den Drogenhandel. Man schreibe an Dr. Peter Fahrnen & Co., 2501 Washington Blvd., Chicago, Ill.

Zollfrei geliefert in Kanada.

Man spricht selten von der Jugend, die man hat, aber desto mehr von der, die uns fehlt. Lessing.

Abonnieren Sie auf den „St. Peters Boten“ Ein Familienblatt zur Erbauung und Belehrung für Alt und Jung

Abonnieren Sie auf den „St. Peters Boten“
Ein Familienblatt zur Erbauung und Belehrung für Alt und Jung

Kleider, Pelze,
— Fußboden-Läder erneuert. —
Ihre Post-Office nimmt Pakete für uns entgegen.
Arthur Roje, Sastatoon, Sask.
Wenn Kofe es reinigt, wird es rein.

Saskatoon Tannery Company
Wir gerben Häute für Kleidungsstücke (Robes), Geschirr-Leder, Wand-Leder u. Rohhaut usw. Spezialität: Pelzgerbung ist unsere Spezialität. Wir kaufen Häute u. Pelze. Phone 4642, 208-22nd Str., (W.-20, Saskatoon, Sask.) (4-20-27)

O. F. Rublee
B. A. M. D. C. M.
Humboldt, Sask.

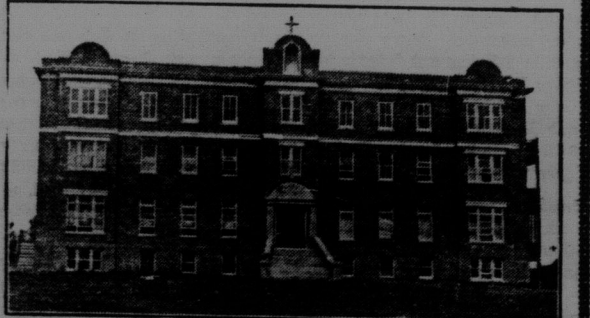
DR. ARTHUR L. LYNCH
Fellow Royal College Surgeons.
Specialist in Surgery and Diseases of Women. Post Graduate of London, Paris and Breslau. Office hours: 2 to 6 P. M. — Rooms 501 Canada Building, — SASKATOON, SASK.
Opposite Canadian National Station.

J. P. DesROSIERS, M.D., C.M.
Physician and Surgeon.
Office:
C. P. R. Block, SASKATOON.
Phones:
Office 4331 — Residence 4330.

E. B. Hutcherson, M.A.
Crown Prosecutor, Anwalt, Sachwalter und Notar. Agent für das C. B. R. Land-Department.
— Geld zu verleihen. —
Sauptbüro in Kerrobert, Sask. — Telephon 35.
Madlin, Sask., — Telephon 76.

Dr. E. B. Nagle
Zahnarzt.
105 Bowerman Block, Saskatoon.
Telephon 2824.
Abends nach Vereinbarung.

ST. URSULA'S ACADEMY
BRUNO, SASK.



Die Ursulinen-Schwestern empfehlen ihre Kurse:
Preparatory, High School und Musik
Um weiteren Aufschluß wende man sich an:
The Mother Superior, St. Ursula-Convent
Bruno, Sask

Sonntag Septuagesima

Epistel: 1. Kor. 9, 24 — 10, 5.

Brüder! Wisset ihr nicht, daß die, so in der Rennbahn laufen, zwar alle laufen, aber nur einer den Preis erlangt? Laufet so, daß ihr ihn erlangt! Und jeder, welcher sich im Wettkampfe übt, enthält sich von allem, und diese (tun's), um eine vergängliche Krone zu empfangen, wir aber, um eine unvergängliche (zu gewinnen). Ich laufe nun ebenso, nicht um Luftstreife zu tun; sondern ich züchtige meinen Leib, und bringe ihn in die Dienbarkeit, damit ich nicht etwa, nachdem ich andern gepredigt habe, selbst verworfen werde. Denn ich will euch nicht vorenthalten, Brüder, daß unsere Väter alle unter der Wolke waren, und alle durch das Meer gingen, und alle durch Moses in der Wolke und in dem Meere getauft wurden, und alle dieselbe geistige Speise aßen, und alle denselben geistigen Trank tranken (sie tranken nämlich aus dem geistigen Fels, der ihnen folgte, und der Felsen war Christus); aber an den mehreren von ihnen hatte Gott kein Wohlgefallen.

Evangelium: Matth. 20, 1 — 16.

In jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern folgendes Gleichnis: Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühsten Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu dingen. Als er nun mit den Arbeitern um einen Zehner für den Tag übereingekommen war, landete er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde ging er (wieder aus), und sah andere müßig auf dem Markte stehen, und sprach zu ihnen: Stehet auch ihr in meinen Weinberg, so werde ich euch geben, was recht ist! Und sie gingen hin. Abermal ging er aus um die sechste u. neunte Stunde, u. machte es eben so. Und als er um die elfte Stunde ausging, fand er (wieder) andere dastehen, und sprach zu ihnen: Warum stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie antworteten ihm: Es hat uns niemand gedungen. Da sprach er zu ihnen: So gehet auch ihr in meinen Weinberg! Als es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen und gib ihnen den Lohn, von den letzten angefangen bis zu den ersten. Da nun die kamen, welche um die erste Stunde eingetreten waren, empfing ein jeder einen Zehner. Als aber auch die ersten kamen, meinten sie, mehr zu empfangen; aber auch von ihnen erhielt jeder einen Zehner. Und da sie ihn empfangen, murmelten sie wider den Hausvater, und sprachen: Diese, die Letzten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben? Er aber antwortete einem aus ihnen, und sprach: Freund, ich tue dir nicht unrecht; bist du nicht um einen Zehner mit mir übereingekommen? Rimm, was dein ist, und geh hin; ich will aber diesem Letzten auch geben, wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu tun, was ich will? Ist dein Auge darum schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein; denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

Sport und Leben

Der Anfang des Osterfestes zeigt uns in zwei recht gegensätzlichen Bildern den Sinn unseres irdischen Daseins. Der Brief des heiligen Paulus an die Korinther wendet sich an die Liebhaber des Sports und Wettkampfes: „Wißt ihr nicht“, schreibt er, „daß beim Wettkampfe in der Rennbahn zwar alle dem Ziele entgegenlaufen, daß aber nur einer den Siegespreis davonträgt? So lauftet also auch ihr, damit ihr den Siegespreis erlangt!“ Im Evangelium spricht der Heiland. Er stellt die Welt als ein großes Arbeitsfeld dar, als den Weinberg seines himmlischen Vaters, und unsere Lebensaufgabe ist ein Arbeitsverhältnis zu Gott um den Lohn der ewigen Seligkeit. Der Herr sagt: „Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühen Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg zu dingen. Nachdem er nun mit den Arbeitern übereingekommen war, daß ein Denar der Tageslohn sein sollte, landete er sie in seinen Weinberg.“ Welches von beiden Gleichnissen soll ich nun vorziehen, den Sport oder die Arbeit? Beide Bilder haben uns manches Schöne zu sagen. Da für viele der Sonntag auch eine Zeit des Spieles, des Wettkampfes und des Sportes ist, so wollen wir heute unsere Lebensaufgabe im Lichte dieses Gleichnisses betrachten.

Warum sind denn heutzutage die mannigfachen Arten des Sportes so beliebt geworden? In dieser Beziehung ist unser Zeitalter dem des hl. Paulus sehr ähnlich. Wohin auch nur immer der Apostel auf seinen Missionsreisen kam, überall traf er in den Städten des Römischen Reiches prächtige Hallen und Plätze für Wettkämpfe, herrliche Rennbahnen u. große Theater für Ringkämpfe. An den großen Festen der Römer und Griechen bildeten Wettkämpfe der jungen Männer einen Hauptbestandteil der Feierlichkeiten. So waren die olympischen Spiele in Delphi seit Jahrhunderten so berühmt, daß die Zeitrechnung des Altertums sich auf diesen aufbaute. Die großen Amphitheater in Ephesus, Korinth, Karthago und Rom faßten viele Tausende, und das sogenannte Kolosseum in Rom, dessen Sand das Blut so vieler Märtyrer getrunken hat, bot Raum für 80.000 Zuschauer.

Was mochte also der hl. Paulus denken, wenn er die großen Sportfeste seiner Zeit beobachtete? Da sah er die Schönheit, die Kraft und Gesundheit des menschlichen Leibes, und wie die höchsten Anstrengungen sich in schäufliche Lebensfreude ver-

wandelten. Er sah, wie in der Rennbahn aller Augen in heiserer Stille auf jene Säule gerichtet waren, die als Ziel am Ende der Bahn stand. Wenn dann nach atemloser Stille der tausendstimmige Ruf der Zuschauer ertönte, mag wohl auch ihm ein Schauer durchzogen haben. Vor seiner Seele aber, die beständig an das Uebernatürliche dachte, schien sich der Dummel zu öffnen. Dort erblickte er unzählige Engel, die auf die Erde herabstauten, um den Kampf der Menschenseelen zu beobachten, und vom Throne Gottes aus sah er, wie ein Stephanus, den Heiland herabwinken als Kampfrichter, der den Siegerpreis überreicht und die Kämpfenden ermutigt. Aus diesen Gedanken heraus schreibt Paulus in dem Briefe, der heute vorgelesen wird: „Wir sind ein Schauspiel geworden vor der Welt und den Engeln.“

Es war ein Lieblingsgedanke des Apostels, unser Leben als einen Kampf, und zwar als einen Wettkampf aufzufassen, und oft mag er unter diesem Bilde zu seinen Jüngern gesprochen haben wie heute: „Wisset ihr nicht, daß beim Wettkampfe in der Rennbahn zwar alle laufen, daß aber nur einer den Siegespreis davonträgt? Wenn er aber die große Begeisterung und die beharrlichen Anstrengungen betrachtet, die man sich auferlegt, um sich im Sporte auszuzeichnen, so kam ihm der beständige Gegensatz zum Bewußtsein, wie wenig die Menschen tun, um den ewigen Siegespreis zu erlangen. Daher mahnt er die Korinther: „Laufet also ihr so, daß ihr den Siegespreis sicher davontraget!“ Von sich selber schreibt er: „Ich verfolgte meinen Lauf nicht ins Ungewisse. Ich kämpfte feistgerecht und nicht mit Streichen in die leere Luft. Ich übe meinen Leib in Abhärtung und zwingt ihn zum Dienste meines Willens, damit ich nicht etwa, nachdem ich anderen ein Lehrer gewesen bin, selber verworfen werde.“

Wo in der Welt, der sich rümen konnte, so innig wie Paulus von dem Gedanken an das Ziel des Lebens durchdrungen zu sein! So, unser Leben ist wirklich ein Wettkampf. Mahnd und unaufhaltsam fliegen die Tage und Jahre dahin. Doch wie wenige denken daran, daß die Art dieses Laufens nicht gleichgültig ist, und daß es sich handelt um den Preis ihrer unsterblichen Seele! Der hl. Paulus schreibt: „Niemand wird gekrönt, der nicht vorchristlichem Kampfe teil hat.“ Die meisten lassen sich durch jede Schwierigkeit, die im Wege liegt, irre machen oder entmutigen, und um diese zu umgehen, schlagen sie oft die gefährlichen Umwege ein. Statt an das

Ziel zu denken und alle Wege darauf hinzurichten, folgen sie jedem beliebigen Einfluß der Strafe. So kommen viele auf Zerwege, und statt ihre Leidenschaften dem ewigen Ziele dienbar zu machen, indem sie dieselben zügelten, lassen sie sich durch diese planlos fortreißen wie ein Gefährt von scheuemordenen Pferden. Ist das aber vernünftig?

Wie glücklich der Mensch, der am Ende seines Lebens mit Paulus sagen kann: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, die Treue bewahrt. Im übrigen ist mir der Siegeskranz der Gerechtigkeit hinterlegt, den mir der Herr am Gerichtstage geben wird als gerechter Kampfesrichter.“ Das ist es aber, was unserer Zeit fehlt, der Gedanke, daß jenseits dieses Lebenslaufes ein erhabenes Ziel uns winkt, das wir erreichen müssen. Davon schreibt der Apostel Jakobus: „Glückselig der Mann, der Prüfung zu ertragen hat. Denn nachdem er sich bewährt hat, erlangt er die Krone des Lebens.“ Wie armüßig und unglücklich dagegen, wer nach einem Leben mühseliger Anstrengungen seine Kräfte schwinden sieht! Weit weg rät ihm aber das verheißene Ziel, wem weit weg der Dummel von der Hölle entfernt ist. Er ist zwar gelassen, aber vergesslich: „Wißt ihr nicht, daß zwar alle laufen, aber nur einer den Siegespreis davonträgt?“

Wenn unsere Anstrengungen der Schönheit der Sache und dem Werte des Kampfespreises entsprechen, wie gewaltig müßte dann das Ringen der Menschheit um das Ziel der Seele sein! Doch die Erziehung setzt das Gegenteil. Oder was tut man, um die unvergängliche Krone des Himmels zu erringen? Nur wenige sind sich dessen bewußt, daß in dem zeitlichen Ringkampfe des irdischen Lebens die Seele noch viel mehr als bei den leiblichen Wettkämpfen an wahrer Freude und erhabenen Kraftbewußtsein gewinnt. Schon der Gedanke, sich überwunden zu haben, erweitert das Herz. Wie herrlich und bewundernswürdig ist aber erst das Leben eines edlen Christen! Ein Dichterswort sagt:

„Tapfer ist der Löwenjäger,
Tapfer ist der Weltbegirer,
Tapfer wer sich selbst bezwang!“

Die Schönheit heldenmütiger Tugend hat noch immer begeisterungs-fähige Seelen mit sich fortgerissen. Oder wenn man es nicht ein Gemüß, die Lebensbeschreibungen der Heiligen, der Helden und Heldinnen des Christentums zu lesen? Und jedesmal, wenn ein Heiliger gelehrt wird, so kommt es uns vor, als merde vor der Verarmung der Enkel und allen Völkern ein Sieger oder eine Siegerin ausgerufen.

Die Abnung, was es Großes und Schönes um den irdischen Lebenskampf ist, begeistert die Jugend. Und die meisten beginnen mit edler, jugendlicher Begeisterung ihren Lebenslauf. Sohrelang gleiten sie fast schwebend über die Lornenwälder dieses Trümentales. Doch wie bald kommt Ermüdung und Entmutigung! Was irrt euch ihr? Warum fallet ihr? Warum schaut ihr feige zurück? Welche unheimliche Macht reißt euch aus der geraden Bahn? Da sind so viele Bemühungen, die aus dem eigenen Innern kommen. Da sind die Schwierigkeiten und Hindernisse, die Satan und die Welt euch in den Weg werfen. Warum aber tretet ihr sie nicht wider? Warum irrt ihr nicht fähig über sie hinweg? Doch da höre ich die Klage: „Ich kann nicht. Es geht nicht. Ich bin einmal so.“ Die müden wohl, aber sie können nicht.

So lautet die landläufige Entschuldigung unseres misslichen Jahrhunderts. Es wird zwar in Wort und Schrift, in Kunst und Literatur mit schauerlicher Leidenhaftigkeit die ganze Not des irdischen Lebens aufgedeckt, und überall heißt der unglückliche Mensch noch Erlösung. Überall zeigt man uns stumps und blunden, Mitleid und Mitleid, Schuld und Sünde. Aber man will nicht eingehen, daß die menschliche Natur zum Wachen weilt, und daß deshalb nur mutiger Kampf gegen sich selber Rettung bringt. Man will die Tatsache der Erbünde nicht anerkennen und täuscht sich die Hoffnung vor, daß die menschliche Natur von selber gefunden, oder doch wenigstens, wenn sie mit ihrer Sünde untergeht, einen gnädigen Richter und Verzeihung finden wird. Wo bleibt die Reue? Wo die Buße? Wo der Kampf gegen die eigene Sünde?

In ihrem Bahn ruht die heilige Menschheit zwar in verwegener Kühnheit alle Mächte in die Schran-

ken, doch sie magt es nicht, einen ehrlichen Schwertkampf zu führen gegen die eigene Schwäche des sündigen Fleisches. Es muß nun aber einmal sein. Wer nicht den Kampf aufnehmen will mit sich selbst, der wird zugrunde gehen. Der Christ braucht ihn auch gar nicht zu fürchten. Denn in ihm lebt die Kraft Gottes, die Gnade Christi, die von der Welt verschmäht wird. Groß wie der himmlische Siegespreis ist auch die Kraft dieser Gnade, so daß Paulus sagt: „Ich kann alles in dem, der mich stärkt.“

Die katholische Presse-Wijere

Wer einer mageren Viehherde in unheimlichen Prairien begegnet, schließt nicht fogleich, die Tiere seien krank. Nur ein Unwissender wird diesen Schluß ziehen. Jeder Kenner wird schließen, die Weide sei zu schlecht. Sobald das Vieh auf gute Weide kommt, wird es bald kräftig und fett. Das Vieh trägt also nicht die Schuld an seinem elenden Zustande, sondern die dürre Weide.

Wenden wir diesen Vergleich auf die katholische Presse an. Die Ursache ihres elenden Zustandes ist nicht in der Presse selbst, sondern in ihrer mangelhaften Unterbringung zu suchen. Es ist unvernünftig, von der katholischen Presse zu verlangen, sie solle sich einen höheren Wertpreis erwerben; denn das heißt ebenso viel als verlangen, das Vieh solle sich eine bessere Weide schaffen. Nur ein Unwissender kann der katholischen Presse zumuten, sie solle sich vervielfältigen und Tageszeitungen schaffen, da ihre Weide kaum hinreicht, um die bestehenden Mäher am Leben zu erhalten. Wer tausend Stück Vieh in eine Prairie treibt, die nur hundert ernähren kann, der richtet sie alle zugrunde. Das geht nicht. Zuerst muß also für die hinreichende Weide gesorgt werden, und dann erst kann eine katholische Presse gedeihen.

Der berühmte Joseph Görres, der wie kein zweiter inländischer, und ein Ausländer zu schaffen, soll den Ausdruck getan haben, die Zeiten würden nicht besser werden, bis das Volk wiederum die Schriften des

Vater Martin von Cochem lese. Er wollte damit sagen, eine blühende katholische Presse sei nur möglich, wenn das Volk wieder zum wahren katholischen Geiste zurückgekehrt sei; mit dem katholischen Geiste komme auch der Geschmack für katholische Lektüre wieder zurück; ohne diesen katholischen Geist wird das Volk überhaupt keine katholische Literatur, seien es Bücher oder Zeitungen, mehr lesen, seien dieselben auch noch so vortrefflich. Es fehlt uns gar nicht an redigierten katholischen Wochenblättern und Zeitschriften, aber es fehlt am Geschmack für katholische Lektüre.

Wer kann diesen verdohtenen Geschmack ändern? Wer laßt dem Volke den wahren katholischen Geist wiedergeben? Nicht die katholische Presse selbst kann es, wie wir gesehen haben. Nur Gott laßt das, und er will es nur tun durch die Vermittlung der Priester und unter der Mitwirkung des Volkes. Eine wahre Belehrung ist dazu erforderlich. Ferner eine Belehrung über den Zweck der katholischen Presse. Unser Volk ist meistens recht weltlich geartet und blasiert. Es hat nur Geschmack für Tagesneuigkeiten, für Lokallastisch und Sportnachrichten und erwartet, daß die katholische Presse diesen verdohtenen Geschmack beirrichte. Das ist unmöglich.

So lang das Volk nicht zum wahren katholischen Geiste und zum

katholischen Geschmack zurückgeführt wird, ist der Boden für eine katholische Presse nicht geeignet. Unsere besten katholischen Mänter finden nur wenige Abonnenten, und selbst diese Abonnenten lesen sie häufig nicht, weil das Interesse der katholischen Geist wird das Volk

überhaupt keine katholische Literatur, seien es Bücher oder Zeitungen, mehr lesen, seien dieselben auch noch so vortrefflich. Es fehlt uns gar nicht an redigierten katholischen Wochenblättern und Zeitschriften, aber es fehlt am Geschmack für katholische Lektüre.

Wer kann diesen verdohtenen Geschmack ändern? Wer laßt dem Volke den wahren katholischen Geist wiedergeben? Nicht die katholische Presse selbst kann es, wie wir gesehen haben. Nur Gott laßt das, und er will es nur tun durch die Vermittlung der Priester und unter der Mitwirkung des Volkes. Eine wahre Belehrung ist dazu erforderlich. Ferner eine Belehrung über den Zweck der katholischen Presse. Unser Volk ist meistens recht weltlich geartet und blasiert. Es hat nur Geschmack für Tagesneuigkeiten, für Lokallastisch und Sportnachrichten und erwartet, daß die katholische Presse diesen verdohtenen Geschmack beirrichte. Das ist unmöglich.

So lang das Volk nicht zum wahren katholischen Geiste und zum

Brüder sind Mitleid von Gott. Und schwerer als alle zu lösen. Aber der Liebe gelinnet. Wenn sie sich selber bezwingt. Bewahre dir ein reines Herz. Kein wie der Hirschwald alleid. Und blide hoffend himmelwärts. Abdrängt dich irdisch Leid. Die Jugend ist tollkühn, weil deren Selbstvertrauen im Kampfe mit den Gefahren noch nicht schiffbrud gelitten hat. Ida Gräfin Dahn Dahn.

Haben Sie schon das unvergleichliche Gesang und Gebetbuch der deutschen Katholiken Nordamerikas, das „Salve Regina“? Neue und verbesserte Auflage. — Enthält die schönsten deutschen Kirchenlieder, die lateinischen Meßgesänge für Kirchengänger, die wichtigsten Gebete und Andachten. — Leicht lesbare Druck.

Das neue „Salve Regina“ ist unbedingt nötig in allen deutschen katholischen Gemeinden, für alle Kirchengänger, sowie für alle deutschsprachigen Glaubensgenossen, die fern von Priester und Kirche leben. — Der Preis ist so niedrig wie möglich festgesetzt; die Einnahmen aus dieser Auflage decken nur die Herstellungskosten.

Gesucht, aber dauerhaft gebundenes „Salve Regina“ \$1.00
In solides Leder geb. „Salve Regina“ mit goldenem Titel \$1.50
Prachtanfertigung \$2.50

Die beiden letztgenannten Bücher zu \$1.50 und zu \$2.50 eignen sich besonders gut für Weibchenzwecke. — Schreiben Sie sofort (unter Beifügung des Geldbetrages) an:

„Salve Regina“, Regina, Sask.

Jubiläum = Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peter's Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt, nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft; die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peter's Kolonie ist

Preise portofrei:

Ein Buch für 50
Drei Bücher für \$1.25
Sechs Bücher für \$2.25

St. Peter's Press

Muenster, Sask.

Für die Farmer

Gute, reine Luft in den Pferdeställen

Der nachteilige Einfluss, den der Aufenthalt in schlecht gelüfteten Ställen auf das Wohlbefinden der Pferde ausübt, macht sich nicht immer alsbald in sehr bemerkbarer Weise erkennbar, führt aber nichts desto weniger in sehr vielen Fällen zu ausgesprochenen Krankheitserscheinungen, die nur auf mangelhafte Stallungen zurückzuführen sind. Daß die üblen Folgen nicht immer alsbald zutage treten, ist wohl die Ursache, daß der Lufterneuerung in den Ställen meist nur eine geringe Bedeutung beigemessen wird. Durch die Poren der Stallwände wird zwar, namentlich im Winter und bei windigem Wetter, ein gewisser Luftwechsel vermittelt. Dies ist aber bei weitem nicht ausreichend, um besondere Lüftungsvorrichtungen unbedingt zu machen, besonders nicht in etwas niedrigen Ställen und mit vielfach schlechter Fußbodeneinrichtung, deren Reinhaltung sich nur mangelhaft durchführen läßt.

Nichts ist wichtiger bei der Stallreinigung als eine zweckdienliche gute Lüftung des Stalles und dies ganz besonders für die Pferde, die auf den Farmen im Winter viel im Stalle stehen müssen, und namentlich in nördlichen Gegenden, wo die Ställe wegen der anhaltenden Winternässe dicht und warm zu bauen sind. Eine gute und genügende Lufterneuerung ist hier für das Wohlbefinden und die Gesundheit der Tiere genau so notwendig und selbst notwendiger, als daß der Stall entsprechend warm ist.

In einem Stall, wo die Luft in einem fort arm an Sauerstoff ist, dabei aber überladen mit Kohlendioxid, Ammoniak und anderen schädlichen Luftverbindungen, wird ein mangelhafter Gesundheitszustand der Pferde für den aufmerksamen Beobachter ganz ersichtlich sein. Infolge ungenügender Sauerstoffaufnahme tritt bei den Tieren ein Sinken der Körpertemperatur ein, die Tätigkeit der Körperorgane wird verlangsamt, alle Lebensfunktionen gehen an Energie ein, die Verdauung wird geschwächt und führt zu mangelhafter Ausnutzung des Futters; schlechtes Haarleid, geschwächte Widerstandskraft des Körpers im allgemeinen sind die weiteren Folgen.

Das Verhalten, welches die Pferde unter solchen Umständen zur Schau tragen, wird dann nicht selten als eine besondere Erkrankung angesehen. Man kommt nicht so bald darauf und will es kaum annehmen, daß die schlechten Stallverhältnisse es sind, die das krankhafte Verhalten der Tiere bedingen, und doch ist es so. Es kann schließlich soweit kommen, daß die Pferde das Futter verlegen, sich auffallend unruhig benehmen, sich oft hinlegen und wieder aufstehen, so daß man geneigt ist, eine Kolikkrankung anzunehmen. Die Kotentleerungen können häufiger sein, der Leib ist leicht aufgetrieben, der Pulsschlag übermäßig oft doppelschlägig, die Schleimhäute bleich, die Atmung schwach, so daß man auf den Gedanken kommt, daß das Pferd dämptig ist, was es unter solchen Umständen auch leicht werden kann. Kommen die Pferde, die derartige krankhafte Erscheinungen zeigen, ins Freie, so verschwinden diese gewöhnlich in auffallend kurzer Zeit, namentlich macht die Milderung der Luft bald wieder einem mehr munteren Benehmen Platz, welches dann auch dauernd bleibt, sobald die Pferde in einem gut gelüfteten Stall untergebracht werden.

Pferde, die solchen ungünstigen Stallverhältnissen dauernd ausgesetzt sind, erkranken auch leicht an Katarrhen der Atmungsorgane. Schlecht gelüftete Ställe sind ferner geeignet, auch manderlei ansteckenden Krankheiten Vorschub zu leisten. Die wirtschaftlichen Nachteile, die demnach durch mangelhafte Lüftungsvorrichtungen und ungewöhnliche Beschaffenheit des Stallfußbodens entstehen können, sind erheblich genug, um Veranlassung zu geben, auf Abstellung dieser Uebelstände hinzuwirken.

Eine zweckmäßige Lüftung, so daß keine Zugluft entsteht, die kalte Luft nicht über die Tiere streicht und bei ihrem Eintritt in den Stall auch schon etwas vorgewärmt ist, läßt sich in einfacher Weise in gewöhnlichen

Ställen durch Anbringen von Luftschächten an den Wänden innen oder innerhalb der Wände schaffen, in der Art, daß die schlechte Luft unten am Fußboden in den Schacht eintritt und unter der Stallbede durch die Wand nach außen abgeführt wird, die frische Luft dagegen durch eine Öffnung draußen unten in der Wand eintritt und oben im Stalle in der Nähe der Bede herausströmt. Diese Einrichtung ist weder kostspielig noch umständlich und erfüllt den Zweck, stets eine gute Luft im Stall zu schaffen, in der wirksamsten Weise.

Pflege der Pferdehufe.

Um die Hufe des Pferdes gesund und leistungsfähig zu erhalten, ist eine entsprechende Pflege unerlässlich, und zwar ist die Grundlage für jegliche Fußpflege die, daß die Hufe reingehalten und von Zeit zu Zeit eingekümmert werden. Insbesondere die ausgehöhlten Sohlenflächen müssen öfters von den anhaftenden Unreinigkeiten durch Waschen und Auskratzen befreit werden, da sonst das Horn angegriffen wird und Strohspäne u. dgl. entstehen können. Das Auflockern und Verberben des Fußhorns hat oft als Ursache die Schmutzkruste, welche entsteht, wenn die Hufe ohne vorhergehende Reinigung einfach mit schwarzer Schmirgel überstrichen werden, wie es oft der Fall zu sein pflegt. Weiterhin muß öfters das lockere Horn an der Spitze entfernt und der Tragrand abgeraspelt werden, wobei aber niemals die glatte Oberfläche des Hufes, die zum Schutz des Hufes notwendig ist, in der Sohle des Hufes soll immer so wenig wie möglich weggeschliffen werden, und es genügt, wenn das gelockerte Horn entfernt wird, welches beim Wegschneiden keine zusammenhängenden Späne mehr gibt. Eine gekümmerte Sohle ist beim Auftreten auf Steine nicht so empfindlich wie eine stark ausgeschliffene, und die jungen Hornschichten werden auch nicht so rasch trocken, wenn die oberen, in der Abnutzung begriffenen Hornlagen nicht zu gründlich entfernt werden. Wenn bald nach dem Beschneiden etwas Horn an der Sohle abblättert, braucht man das nicht als einen Fehler anzusehen.

Kalkstaub.

Kalkstaub ist ein sehr gutes Mittel, um dem Geflügel die Selbstreinigung von Ungeziefer zu ermöglichen. Man tut darum Kalkstaub in das Staubbad. Aber es ist verfehlt, hieraus zu folgern, daß Kalkstaub auch im Stall als Beigabe zur Streu gegeben werden dürfte. Das geht keineswegs an. Der Stall, der mit Dünger in Berührung kommt, treibt aus diesem das flüchtige Ammoniak heraus und nimmt dem Kot seinen Düngewert. Da Ammoniakgas einen stechenden üblen Geruch verbreitet, herrscht in einem solchen Stall stets schlechte Luft. Man fügt also auch der Gesundheit der Stallfüße durch die verkehrte Maßnahme Schaden zu.

Kopfläuse bei Kühen.

Kopfläuse sind eine Plage für Kühe; bei älteren Tieren treten sie seltener auf. Merkt man, daß Kühe traurig umherstreifen, keine Lebenslust zeigen und auch schlecht fressen, überhaupt nicht vorwärts kommen, so unterlasse man sie gründlich, und zwar namentlich den Kopf, um die Tierchen von etwa vorhandenen Plagegeistern zeitig zu befreien. Das winzige Ungeziefer zapft den Kühen das Blut und damit die besten Säfte zum Leben und Wachstum ab. Manchmal kriechen sie so dahin und geht infolge der rapiden Vermehrung der Läuse zugrunde, ohne daß man die Ursache merkt. Der Kopf ist dann besät von diesen kleinen Schmarotzern, von denen das Vieh sich selbst nicht zu befreien vermag. Man untersuche, auch wenn kein Ungeziefer vorhanden, die Kühen alle acht Tage auf Schmarotzer, und man kann dann gegebenenfalls gleich vorbeugen und die Gefahr rechtzeitig beseitigen. Wirksam zum Vertreiben der Kopfläuse ist frisches Insektentpulver, mit dem man den Kopf des Viehs, die Augen schonend, einpulvert. Als wirksamer hat sich Anisöl bewährt, womit der Kopf und die Gegend unter den Flügeln gründlich einzureiben ist. Wenn

Korrespondenz

(Fortsetzung von Seite 5)
tholiken, die um diese Zeit von Vorkriegs nach dem Cramping Lase wanderten, geistlich versorgt. Im Mai 1909 erhielt er seine Berufung nach Grofherder. Alles, was P. Palm dort vorfand, war ein armeliges Klosterlein. Ein Pfarrhaus gab es noch nicht. Für sieben Monate mußte der Vater bei seinen Pfarrkindern Unterkunft suchen. Er mußte mit denen das Brot teilen, die selbst arme Anfänger in einem neuen Lande waren. Im Herbst 1909 baute er ein einfaches Häuschen, das bereits in einem Jahre einem ärgeren und besseren Pfarrhause Platz machen mußte.

P. Palm war ein sehr eifriger Arbeiter im Weinberge des Herrn. Da er doch fünf Kirchen und zwei Pfarrhäuser gebaut. Die Antoniuskirche zu Grofherder, die alte Marienkirche zu Madlin, die St. Peters- und Donatus-Kirchen, 12 und 14 Weilen im Süden von Madlin, und die Elisabethskirche zu Brimale sind sein Werk. Fünf Kirchen zu bauen, ist eine große Leistung für irgend einen Priester selbst unter den besten Verhältnissen. Fünf Kirchen zu bauen unter den Verhältnissen und Schwierigkeiten, mit denen P. Palm zu rechnen hatte, ist ein ganz besonders schwieriges Werk gewesen. Priester und Leute waren arm, sehr arm. Da bedurfte es eines Mannes mit praktischen Sinn und Verstand, eines Mannes mit Unternehmensgeist und Organisationsstalent um dieses große Werk zu vollenden. P. Palm war dieser Mann, gesandt von der göttlichen Vorsehung.

Zudem ist P. Palm einer der Mitbegründer des Spitals von Madlin. Wie viel er für das Gelingen dieses großen und herrlichen Werkes gefordert und gearbeitet, ist weniger bekannt. Für immer ist sein Name in die Annalen dieser Anstalt eingetragen. P. Palm war ein Vater der Armen und ein treuer und weiser Ratgeber für die ihm Anvertrauten. Seinem klugen Rats, seiner Kenntnis der Landesverhältnisse und seinen Geschäftskenntnissen haben nicht wenige Farmer es zu verdanken, daß sie noch Eigentümer von Haus und Hof sind.

Aber nicht nur ein tüchtiger Organisationsrat war P. Palm, vor allem war er ein eifriger Seelsorger und treuer Hirte seiner Herde. Der gute und edel religiöse Geist, der in seiner Pfarrgemeinde herrschte, ist der beste und schlagendste Beweis dafür.

Endlich darf man P. Palm nachrühmen, daß er mehr als alles andere ein guter und gewissenhafter Ordensmann war, dem seine Gelübde heilig waren, der der Genossenschaft der Oblaten von ganzem Herzen zugewandt war. Obgleich er 20 Jahre lang einsam auf dem Lande wohnen mußte, war er doch immer zufrieden, man hörte nie, daß er sich beklagte. Sein Glück und seine Freude war es, als treuer Sohn des großen Bischofs Mazenod, des Stifter der Oblatenkongregation, den Armen das Evangelium zu predigen. Mit den tiefbetäubten Pfarrkindern von Grofherder trauern am Grabe des P. Palm die Mitglieder der St. Marienbrüder. P. Palm ist der Erste, der vom Herrn über Leben und Tod aus der himmlischen Oblatenbrüder in die Ewigkeit abgerufen wurde. Wer hätte jemals daran gedacht, daß der stark und rüstig gebaute P. Palm der Erste sein würde! Die Katholiken von Grofherder und Umgegend werden an dem Seldenerabte dieses seltsamen Priesters und frommen Ordensmannes dieses Bioniers der St. Josephs-Kolonie treue Nacht halten. Die Oblatenbrüder empfehlen die Seele ihres Vaters, seinen Mitbrüdern dem Gebete der Gläubigen. Priester, damit sie desto eher ruhe in ewigem Frieden.

— Dich kennen, Kreuz, heißt alle Weisheit kennen.
Dich nennen, Kreuz, heißt Erd' und Himmel nennen.
Wer dich erfährt, wird gern der Welt zum Lören,
Die, dich verlierend, alles hat verloren.
F. Eichert.

auch das Del den Flaum verschmiert und den Tierchen nicht zum Schmutz gereicht, so schadet das nichts, denn mit dem Hervorprossen der Federn fällt der Flaum sowieso ab. Die Hauptfrage bleibt, daß die Kühen von ihren Plagegeistern befreit werden und gedeihlich wachsen können.

Über so was!

(Fortsetzung von S. 1.)
haupte er, daß Kansas so nah sei wie irgendein Staat der Union und Topeka, die Hauptstadt von Kansas, so nah wie irgendeine Stadt in den Ver. Staaten. Und das will etwas heißen; dagegen könnten sich sogar London und Berlin oder München nicht messen. Es wird Kansas so gar nachgelobt, daß es eine eigene Wirtur von Bier und Alkohol erfinden habe, das alles bisher Dagewesene in den Schatten stelle und unter dem Namen „Kansas-Drink“ bekannt sei. In der Vertilgung dieses Getränkes hätten die Studenten der Kansas Universität bei einem Fußballspiele außerordentliches geleistet, was dem zukunftsdenkenden Publikum gar nicht zur Erbauung gereicht habe. Und so noch vieles andere, womit der hochgeachtete Autor den heiligheligen Namen von Kansas in den Kot zog. Und damit ja niemand den Artikel übersehe, trug derelbe im „Collier's Magazine“, wo er veröffentlicht wurde, in großen Buchstaben den Titel: „Kansas, the Beer-State — Kansas, der Bierstaat“.

Die böse Welt, die so gerne die Tugendhaften angreift, in der Hoffnung, Heuchler zu entlarven, verschlingt begierig dieses literarische Produkt und gibt ihm die größtmögliche Verbreitung. Sie ist neugierig und bereit, weitere Enthüllungen zu erfahren und wieder einmal den Beweis erbracht zu sehen, daß sogar Prohibition keine edle Tugend, sondern Numbung und Heuchelei sei.

Für den Staat Kansas ist das eine kostspielige Sache. Um seinen guten Namen zu retten, oder zu verbessern, was der Verbesserung vielleicht doch bedarf, hat die Legislatur, auf die Empfehlung des Gouverneurs Reed hin, sofort Schritte getan, \$40.000 zu bewilligen, um die Prohibition noch mehr als bisher einzuführen. Denn ein Abfall des Staates Kansas von dem Tugendpfade der Prohibition wäre so schlimm wie ein Fall des Königs Salomon; aus dem weisesten aller Könige wurde er in seinem Alter der größte Tor.

Lehren und Weisungen

(Fortsetzung von S. 1.)
Ihr seid alle eins in Christus Jesus, ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid. Erkennt gegenseitig eure Würde als Christen!

Das Christentum predigt das gleiche heilige Gemeinschaft. Das ist mehr als was gewöhnlich mit dem Worte „Brüderlichkeit“ gemeint wird, das ist eine viel innigere Gemeinschaft, als es im natürlichen Bereiche geben kann. Christus nennt sich selbst den Weinstock und die Gläubigen die Rebszweige (Joh. 15), die vom Weinstocke Saft und Leben erhalten und mit ihm leben; die Gläubigen leben alle das gleiche Leben mit ihm und werden mit dem gleichen Geiste erfüllt. Diese heilige Gemeinschaft beschreibt der Apostel, wenn er sagt: „Seid eifrig befreit, die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens zu bewahren; ihr seid ja ein Leib und ein Geist, wie ihr ja auch berufen seid zu einer Hoffnung eures Berufes; ein Gott, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der da ist über alle und durch alles und in uns allen (Eph. 4, 3). Es ist die heilige Familiengemeinschaft der Kinder Gottes. Nichts lehrt in den Briefen des Apostels so oft wieder als die Anrede: „Brüder in Christus!“ Wo dieser Geist ist, herrscht wahre Freiheit, Freiheit von jeder Anedlung, von jeder Mißachtung u. Kränkung, das ist brüderliche Liebe und gegenseitige Hochachtung. „Meine Brüder!“ — mahnt der Apostel — „ihr seid zur Freiheit berufen, dienet einander in Liebe!“ (Gal. 5, 13.) Solche Grundzüge bringen in das soziale Leben der Gegenwart Ordnung. Das ist die Weisung der Seele, die das Reich Gottes schafft, denn „das Reich Gottes kommt nicht mit äußerem Gepräge“, sagt Christus der Herr selbst, es kommt nicht mit bloßen äußeren Anordnungen und Vorschriften, „das Reich Gottes ist vielmehr in euch“ (Lukas 17, 20). Wo diese innere Ordnung herrscht, schafft sie von selbst Eintracht und Frieden; wo sie aber nicht ist, vermag keine äußere Ordnung sich durchzusetzen. Das ist das Reich Gottes auf Erden, die Gottesfamilie der Völker.

Empfehlung.

Es gibt keine Medizin, welche innerlich eingenommen gebrochene Knochen heilt oder einen verfaulten Lungenflügel wieder herstellt oder irgendein ähnliches Wunder wirkt. Ueberhaupt ist es schon längst die allgemeine Ueberzeugung, daß keine Medizin direkt das Uebel angreift, für dessen Beseitigung sie verabreicht wird. Es ist die Natur selbst, welche die Heilung herbeiführen muß. Und wenn die Natur die Kräfte hierfür nicht mehr aufzubringen vermag, dann tritt eben der Tod ein. Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Alles was eine Medizin tun kann, um die Natur im Kampfe gegen Krankheiten zu unterstützen, besteht in der Beseitigung von Giftstoffen und anderen Anhängungen im Körper, welche die regelmäßigen Funktionen der verschiedenen Organe behindern oder erschweren. Darum ist es für jeden Menschen, der gesund bleiben will, sehr wichtig, für die regelmäßigen Ausscheidungen des Körpers Sorge zu tragen. Auch hier gilt das dem Engländer entlehnte Sprichwort, daß eine Unze von Verhinderung besser ist als ein Pfund der Kur.

Alpenkräuter

ist ein längst erprobtes Mittel, das gestörte Funktionen wieder allmählich in Ordnung bringt, nicht wie manche Salze und Pillen, die der augenblicklichen Not fast gewaltfam abhelfen, nur um oftmals das zu heilende Uebel in verstärkter Weise wiederzubringen. Noch viel besser wird Alpenkräuter als Mittel benutzt, um Störungen in den Funktionen zu verhindern. Das trägt zur Stärkung des ganzen Systems und zur allgemeinen Gesundheit bei. Gerade jetzt bei der herrschenden Influenza - Epidemie ist dies von größter Wichtigkeit. Wer durch und durch gesund ist, kann viel leichter der Ansteckung entgegen. Sollte sie ihn aber trotzdem treffen, so kann ein gesunder Organismus sie viel leichter abstützeln als ein geschwächter.

Vielseitige Beobachtung von Personen, welche Alpenkräuter zu ihrer Familienmedizin gemacht haben, ermöglicht es dem St. Peters Boten, dieses Heilmittel ersichtlich zu empfehlen. Beset den „Kranken-Boten“, der euch eben zugesandt wurde.

— Schluß folgt. —

Ramsfey's

Telephon 16

Humboldt Store

Gänzliche Ladenräumung!

Alles im Laden wird verkauft um

25%

weniger als zum regulären Preis

drei Tage lang, am

Freitag, Samstag und Montag

Schnittwaren, Kleider, Männer-Anzüge, Stiefel, Schuhe, Rubbers und Ueberschuhe. — Große Verschiedenheit in der Auswahl unseres Vorrates.

Es wird sich bezahlen, daß Sie eigens den Weg nach Humboldt machen, um Anteil zu nehmen — an diesem Geld sparenden Ereignis. —

Verpassen Sie die Gelegenheit nicht!